
3 1761 08692936 1





Der erste Schelmenroman.

Lazarillo von Tormes.

Herausgegeben

von

Wilhelm Lauser.



Stuttgart, 1889.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.



Wenn Kaiser Karl V. von einer seiner Kriegsfahrten in Italien, Deutschland, den Niederlanden, Frankreich oder Afrika heimkehrend, in sein Schloß zu Toledo einritt, pflegte er wohl zu sagen, daß er sich nur hier so recht als den Herrn der Welt fühle. Schon die arabischen Thore der Kaiserstadt am Tajoufer verkündeten ihm mit stummer Beredsamkeit zugleich den Ruhm seiner Ahnen, die Macht des Islam auf spanischer Erde gebrochen zu haben, und die Pflicht, nachdem ihm, wie er sagte, Gott bei Pavia seine Feinde in die Hand gegeben, zur Krönung des begonnenen Werkes einen Kreuzzug in Valenzia zu eröffnen, wo immer noch mehr Mohammedaner als Christen wohnten. Und ein Blick aus seinen Schloßfenstern zeigte ihm das Haus jenes Padilla, der als letzter Verfechter der alten Bürgerfreiheiten in heldenhaftem Kampfe gegen die kaiserliche Gewalt gefallen war.

Versetzen wir uns nur an das große Hoflager, das Kaiser Karl im Jahre 1525 zu Toledo hielt! Zwei Jahre zuvor hatte er seinen Feldzug gegen die Franzosen in Navarra geführt, im Vorjahre seinen großen Nebenbuhler Franz I. von Frankreich besiegt und gefangen. Und eben jetzt war als Bitt-

stellerin die Schwester des Königs, Frau von Alençon, bei ihm erschienen. Gesandte der mächtigsten Herrscher Europas, Asiens und Afrikas, Kardinäle und Legaten des Papstes, die Fürsten der spanischen Kirche, die Großen des Reiches mit zahllosem, glänzendem Gefolge drängten sich in den kaiserlichen Vorzimmern, und Karls Vermählung mit Isabella von Portugal, wie diejenige der Infantin Katharina mit Johann III. von Portugal gaben Anlaß zu Pracht- und Freudenfesten, von denen man noch in späten Jahren mit Bewunderung erzählte.

Mit dem Glanze des kaiserlichen Hofes wetteiferte der Prunk der Kirchenfeste, die Ueppigkeit der geistlichen Fürsten. Und zu keiner Zeit mochte Toledo mit größerem Rechte den Namen des spanischen Roms tragen. Freilich hinderte den Kaiser, dessen Vertreter damals bei den großen Kirchenversammlungen den Vortritt vor den Kardinälen verlangten, der Eifer, womit er, auf der stolzen Höhe seiner kastilischen Burg, an einen Kreuzzug und an die Unterdrückung der deutschen Ketzerei dachte, keinen Augenblick, in seinen Auseinandersetzungen über die Herrschaft in Italien mit dem Papste Clemens VII. — und dies ist eines der merkwürdigsten Kennzeichen jener Zeit — einen Ton anzuschlagen, der nicht weit von demjenigen

der „frommen“ Landsknechte abwich, welche im Jahre 1526 zur berühmten Plünderung Roms schritten. „Komm ich nach Rom, so will ich den Papst henken,“ sagte Georg Frundsberg, als er im November jenes Jahres mit seinen Tirolern und Schwaben die Alpen überstieg, um den Kaiser an dem bundesbrüchigen Clemens VII. zu rächen; und sein Schreiber, Jakob Ziegler, warf dem letzteren in den derbsten Ausdrücken seine unechte Geburt, Pfiffigkeit, Habsucht, Giftmischereien und Wollust vor. Nun, viel rücksichtsvoller drückte sich auch Karl nicht aus, wenn er in einem Schreiben an seinen General Lannoy sagte: „Sie werden in Rom nicht gut thun, wenn sie nicht wohl gestriegelt werden,“ oder wenn er in einer Kundmachung vom September jenes Jahres in der Art Luthers dem Papste vorwarf, daß er, völlig entgegen der Lehre des Evangeliums, um eines weltlichen Besitztums willen Blutvergießen veranlasse.

Eine solche freie Sprache führte denn auch die Umgebung des Kaisers. Sein Gesandter in Rom, der berühmte Diego Hurtado von Mendoza, berichtete seinem Herrn mit unverhüllter Schadenfreude über die Fortschritte einer häßlichen Krankheit des Papstes. Und zu dem Briefwechsel Mendozas mit dem Kaiser über Clemens' VII. Nachfolger, Paul III., der es insgeheim mit den Protestanten

hielt, bemerkt Ranke: „Nicht leicht mag es etwas geben, was dem Inhalt dieser Briefe an tiefbegründetem, von beiden Seiten zurückgehaltenem, beiden Teilen offenbarem Hasse gleichkäme. Es ist ein Gefühl von Ueberlegenheit darin, das sich mit Bitterkeiten erfüllt hat: von Verachtung, die doch auf ihrer Hut ist: von Mißtrauen, wie man es gegen einen eingewohnten Uebelthäter hegt.“

In dem uns erhaltenen Tagebuche, welches Karls V. Hofnarr, genannt Graf Frances von Zuñiga, führte, und aus welchem derselbe seinem Herrn allabendlich vorlas, werden vorzugsweise die kirchlichen Würdenträger verspottet.

Bei der Vermählung des Kaisers mit Isabella von Portugal durch den Erzbischof von Barri, Bischof von Jaën, legt Zuñiga jener die Worte in den Mund: „Erzbischof, danket Gott, daß er Euch nicht so dünn an Verstand wie an Körper gemacht hat!“ Er selbst vergleicht jenen Erzbischof mit einem eben aus dem Fluße gezogenen Aal oder einer durch die Schwindsucht abgemagerten Mähre; den Erzbischof von Toledo, der die Trauung der Infantin Katharina vollzog, gar mit einem geschundenen Kraniche. Von dem Legaten des Papstes, Kardinal von Salviati, der im Oktober 1525 nach Toledo kam und vom Kaiser mit Umarmung und Frie-

denskuß empfangen wurde, sagt er, derselbe gleiche einem Bauer, der den Grind habe, oder einem Rüden, der den Kopf zwischen Burgzinnen heraus strecke. Und er verzeichnet in seinem Tagebuche folgendes:

„Der Herzog von Bejar sagte ganz erbost zum Kaiser: ‚Sire, bei Gott und Gottes Leibe schwöre ich, daß ich zuvörderst und alle, die wir hier sind, sehr wenig Gefallen daran finden, daß der Legat Euch küsse.‘ Der hehre Kaiser aber antwortete: ‚Herzog, Judas war noch viel häßlicher, und Christus ließ sich von ihm küssen.‘“

Zuñiga, der selbst am Großinquisitor seinen ungezügelten Witz zu üben wagte, ist auch der Verfasser eines kecken Spottschreibens an Papst Clemens VII., von welchem schon unser, um das spanische Schrifttum so hochverdienter Landsmann, Ferdinand Wolf, sagte, dasselbe sei sowohl durch die gut durchgeführte Ironie als auch durch die scharfe Satire auf die römische Kurie und durch die, selbst die furchtbarsten Waffen der Kirche, Bann und Interdikt, nicht scheuende Parodie ein merkwürdiger Beweis, daß die Spanier den Katholizismus, der auf das innigste mit ihrem Nationalcharakter verschmolzen war, doch scharf von dem Ultramontanismus, die Religion und Kirche von Papst und Klerisei zu trennen wußten.

Wir befinden uns eben noch nicht in der Zeit Philipps II., der zwar gern die Erbschaft seines Vaters, die Niederhaltung der Städtefreiheiten antrat und noch viel weiter als dieser in der Bändigung der Adelsgewalt ging, aber, jenem unähnlich, die Macht des Staates in wichtigen Dingen an die Kirche preisgab, sich selbst zum gehorsamen Diener der Inquisition machte und so die Herrschaft Philipps III. vorbereitete, unter welcher Spanien mit Geistlichen, darunter allein 32000 Dominikaner und Franziskaner, überfüllt war und die Angst vor den Inquisitoren jede freie Bewegung des Volkes lähmte. Damals allerdings durfte der Verfasser eines zweiten, in Frankreich gedruckten Teiles zu dem verbreitetsten Volksbuche, dem Lazarillo von Tormes, in seiner Vorrede folgende Erzählung den Lesern als glaubhaft vorsetzen: „Ein Inquisitor ließ einen Bauern um einige Birnen bitten, deren Güte man ihm gerühmt hatte. Der arme Bauer wußte nicht, was Seine Herrlichkeit ihm anhaben wollte, und wurde vor Angst ganz krank, bis ihn ein Freund über die Sache aufklärte. Da stand er von seinem Bette auf, ging in seinen Garten, grub den ganzen Baum mit den Wurzeln aus und schickte ihn mitsamt den Früchten weg, indem er sagte, er wolle gar nichts besitzen, was irgend Anlaß

geben könnte, ihn nochmals zu behelligen. So sehr sind jene Leute gefürchtet, nicht bloß bei den Bauern und dem niedrigen Volk, sondern auch bei den Herren und den Großen. Alle zittern, wenn sie nur die Namen Inquisitor und Inquisition hören, mehr als die Blätter des Baumes, die vom Winde bewegt werden."

Eine solche Oberherrschaft der Kirche war aber, wie gesagt, noch ausgeschlossen unter Karl V., der es bei seinen Kämpfen mit dem Papste wohl leiden mochte, wenn die Ueppigkeit und Anmaßung der hohen, die Unwissenheit und Verderbtheit der niederen Geistlichkeit ein Gegenstand des Spottes für Vornehme und Geringe war. Brachte überdies schon die kriegerische Umgebung, die ihn aus Deutschland bis Toledo zu begleiten pflegte, etwas von dem freieren Geiste mit, der in jenem Lande wehte, so hatte er als Staatsmann in Spanien auch mit den nämlichen Kirchenmißbräuchen zu kämpfen, die einen so gewaltigen Anstoß zur lutherischen Bewegung gegeben hatten. Es war insbesondere der heillose Unfug des Ablaßkrams in Spanien, der den Gegenstand fortwährender Verhandlungen bei den von Karl V. abgehaltenen Landtagen bildete und namentlich seinem Bevollmächtigten, dem schon genannten Diego Hurtado von Mendoza viel zu schaffen gab.

Allmählich erst schieden aus dem öffentlichen

Leben Spaniens jene hochadeligen Kirchenfürsten aus, welche nicht minder rüstig den Speer als den Hirtenstab handhabten, wie der Große Kardinal, Pedro von Mendoza, der in der Schlacht von Toro mit dem streitlustigen Erzbischofe von Toledo, Alonso Carrillo, gekämpft. Und in demselben Maße wie die Kirche auch ihre höchstgeborenen Würdenträger ausschließlich für ihren eigenen Dienst in Anspruch nahm, suchte auch Karl V. die weltlichen Großen seines Reiches mehr und mehr vom öffentlichen Leben zu trennen und an seinen Hof zu fesseln, besonders als sie ihm einmal (in den Cortes von 1538) auf die Vorstellung seiner Bedürfnisse und auf die Zumutung, an den Steuern teilzunehmen, mit dem beleidigenden Rate geantwortet hatten, er solle nur seine Umstände dadurch verbessern, daß er zu Hause bleibe und sich einschränke. Aber wenn er in der Folge auch beschloß, so mächtige Leute nie wieder einzuberufen, so war er doch von der ängstlichen Eifersucht seines Sohnes Philipp frei, der in der Person der Fürstin Eboli, aus dem Hause Mendoza, die letzte mutige Vertreterin des unbeugsamen spanischen Adelstolzes vernichtete [1]. Er liebte es im Gegenteile, den Glanz

[1] S. W. Laufer, Von der Maladetta bis Malaga: Die Fürstin Eboli und Philipp II., S. 253—306.

seines eigenen Hofes durch denjenigen seiner Großen zu erhöhen, von denen einzelne, wie uns berichtet wird, über 100000 Dukaten Jahreseinkommen und 30000 Unterthanen-Familien besaßen. Ja das Haus Mendoza allein zählte zu einer bestimmten Zeit nicht weniger als 800 Ortschaften mit 90000 Vasallen. Von dem Reichtum dieses letzteren Hauses scheint allerdings die Herzogin von Alençon, als sie 1525 in Toledo erschien, keine ganz richtige Vorstellung gehabt zu haben, wenn anders die folgende, von dem Hofnarren Karls V. aufgezeichnete Anekdote nicht stark übertreibt: „Diese Frau wohnte in dem Hause des Don Diego von Mendoza, Grafen von Melito; und nachdem sie in diesem Hause dreißig Tag zugebracht, nahm sie vor ihrer Abreise besagten Don Diego beiseite und gab ihm für die Unterkunft — fünf Dukaten. Und als sie ihm diese fünf Dukaten gab, lächelte Don Diego vor Beschämung."

Die freie Sprache, die seine Großen gelegentlich ihm gegenüber führten, gestattete Karl ihnen um so lieber, als er wußte, daß sie seinen Feinden gegenüber sich dann nur desto stolzer benahmen. Als er schon bereit war, um des Friedens willen Mailand dem König Franz zu überlassen, ließ er sich durch eine an Kühnheit der Sprache alles übertreffende Denkschrift Diego Hurtados von Mendoza

wieder umstimmen, in der es u. a. heißt: „wenn religiöse Bedenken Euch veranlassen, Mailand aufzugeben, so könnt Ihr aus demselben Grunde Spanien aufgeben, um das Gewissen Eurer Vorfahren zu entlasten, denn zwischen allen diesen Herrschaften besteht nur der Unterschied, daß die eine älter ist als die andere“. Der nämliche Staatsmann aber gab vor versammeltem Konsistorium dem Papste, der ihm erbittert über seine stolze Haltung gesagt, er möge bedenken, daß er in seinem Hause sei, die berühmte Antwort, er sei Edelmann, wie es sein Vater gewesen, als solcher habe er buchstäblich auszuführen, was ihm sein kaiserlicher Herr befehle, ohne alle Furcht vor Seiner Heiligkeit, mit steter Berücksichtigung allerdings der dem Stellvertreter Christi gebührenden Ehrfurcht; als Diener des Kaisers habe er sein Haus, wohin er seinen Fuß setze und dort sei er auch sicher. Solchen Stolz und solche Treue des Vasallen bewährte er auch noch als Greis. Als Philipp II. 1574 Tunis und Goleta verloren hatte, stellte er ihm in einem Schreiben sein Leben und Eigentum zur Verfügung, bemerkte aber zugleich, den wundesten Punkt der spanischen Habsburger berührend, viele Unternehmungen auf einmal seien kein Essen für Fürsten, die bei aller ihrer Größe wenig Geld haben.

Uebrigens hatte Diego von Mendoza in seinen alten Tagen den Wandel der Dinge grausam zu erfahren. Während es unter Karl V., dem letzten Paladin auf dem Throne, der wohl selbst zum Zweikampfe mit seinen Gegnern bereit war, nicht selten vorkam, daß in seiner Gegenwart Adelige wie der Marquis del Vasto, der Herzog von Gandia, der Herzog von Frias den Degen zogen, verbannte ihn Philipp II., weil er einem Hofmanne, der im Streit über eine Frau den Dolch gegen ihn zückte, diesen entrissen und in die Gänge des Palastes geschleudert hatte. So erklären sich denn auch Stimmungen des Mißmutes, denen er in einem dichterischen Brief an Gonzalo Perez, Karls V. Geheimschreiber folgenden Ausdruck gibt: „Königen dienen, am Hofe wohnen, ist eitel Dunst und leeres Hoffen und bringt keinerlei Gewinn . . . Von Männern, Pferden und Dukaten entleert sich das Land Spanien, und in welcher herrlichen Gègend geht alles d'rauf? Da, wo man nur Nebel sieht und ewigen Regen und Blitz . . .“

Wenn aber ein Mitglied des mächtigsten spanischen Adelshauses also klagte, so kann man sich wohl vorstellen, wie hundert Geringere im Wetteifer an Pracht und Glanz beim kaiserlichen Hofe ihre Umstände zerrütteten, aus den alten Zeiten in die neue nichts als den alten Stolz auf ihre

Titel herüber brachten und teilweise sogar auf die bedenklichsten Abwege gerieten. Unser Mendoza selbst erzählt uns, als Beispiel solchen Titelstolzes, daß der Schreiber des Königs, Antonio von Eraso einmal im Staatsrate von Gutierre Lopez mit dem Dolch angefallen wurde, weil er sich hatte beikommen lassen, denselben mit einem einfachen Ihr statt mit einem feierlichen Euer Gnaden anzureden. Was aber die Verkommenheit eines Teiles dieses stolzen Adels betrifft, so berichtet Don Frances, der Hofnarr des Kaisers, einmal ganz ernsthaft: „Die Frauen der Kaiserin waren sehr prächtig geschmückt mit vielen Perlen und Edelsteinen, und bei der allgemeinen Lustbarkeit und dem großen Gedränge kamen denselben viele Juwelen und Kostbarkeiten abhanden. Und es entstand bei einigen der Verdacht, der Graf von Aguilar und fünf seiner Brüder hätten diese Juwelen gestohlen, denn sie waren damals lauter Ritter Habenichts. Und da die Sache später auch durch die gerichtliche Untersuchung und die Folter an den Tag kam, und sie den siebenfachen Ersatz nicht leisten konnten, wurden sie hingerichtet.“ — Als Kaiser Karl 1528 in Burgos die Wappenherolde von England und Frankreich, die ihm den Krieg ansagten, mit einer goldenen Kette und tausend Dukaten beschenkt hatte, machte

der Hofnarr den Witz, daß die Herolde, wenn gewisse Ritter zugegen gewesen wären, als sie diese Ketten erhielten, die letzteren wohl schwerlich nach Frankreich durchgebracht hätten, denn diese Ritter würden sehr eifrig über die Befolgung des Gesetzes gewacht haben, es solle kein Gold und Silber aus Spanien ausgeführt werden.

Bald genug waren solche Zustände zu einem allgemein empfundenen Unglücke geworden. Aber was konnte es nützen, wenn ein Landtag nach dem anderen Beschwerde darüber führte, daß der in seinen Mitteln mehr und mehr beschränkte Hochadel den niedrigeren Adel nicht wie ehedem in seinem Dienste versorge? Diesem Kleinadel blieb jetzt eben nur noch, wie es sprüchwörtlich hieß, die Wahl zwischen der Kirche[1], dem Meere oder dem Dienste des Königs. Nun fanden freilich viele jenseits des Meeres in der Neuen Welt ein ergiebiges Feld für Abenteuer- und Beutelust; und scharenweise strömten die Hidalgos nach den Hafenstädten, um sich auf den nach Indien fahrenden

[1] In dem schon 1530 von Juan Valdes veröffentlichten merkwürdigen „Gespräche zwischen Merkur und Charon" sagt der gute Klosterbruder, da er aus edlem Geschlechte stammte, so habe er in ehrenhafter Weise nicht anders für seinen Unterhalt sorgen können, als indem er Geistlicher oder Soldat wurde.

Karabelen einzuschiffen, und für manchen war auch ein europäisches Eldorado in Italien und Sizilien gefunden, wo die Einheimischen bald klagten, daß Leute bei ihnen Statthalter werden, die in Spanien nur Stallmeister gewesen. Allein daneben konnten Tausende den Weg ins Ausland nicht finden. Und solche verließen sich einfach auf ihre alten Vorrechte, daß sie keine Abgaben zu zahlen hatten, daß sie Schulden halber nicht um ihre Waffen und ihr Pferd gepfändet werden durften, daß sie vor andern die Anwartschaft auf Staatsämter besaßen. Sie ertrugen im Bewußtsein ihres Adels entweder daheim das Ungemach der wachsenden Armut, oder brachen auch mit Haus und Hofe auf, um das Land durchziehend einem mehr oder weniger verschämten Bettel obzuliegen[1].

Wohin solche Hidalgos aber auch kamen, brachten sie mit sich und verbreiten sie eine gewisse Abneigung gegen Handwerk und Kaufmannschaft, gegen Fleiß und Gewerbe, so daß bald auch die bürgerlichen Steuerzahler nichts Besseres wußten, denn für adelig zu gelten und dem Müßiggang auf den

[1] Navagiero schildert die Hidalgos, die er 1525 in Toledo sah, folgendermaßen: De cavalieri pochi sono che habbino molta intrata; ma, in loco di quella, suppliscono con superbia, ò, come dicono loro, con fantasia, della quale sono si ricchi, che, se fossero eguali le facultà, non bastaria il mondo contra loro (ed. 1563, Bl. 10).

Straßen oder im Kloster zu frönen. Kaufleute und Handwerker machten ihre Rente als Majorat für ihre Söhne fest, wodurch sich dieselben unmittelbar in den Adelstand erhoben glaubten. Jeder wollte Don heißen, hielt die Arbeit für etwas Schimpfliches und überließ dieselbe gern dem Fremden, der in die Stelle des Einheimischen einrückte. So kam es, daß Kastilien, während es Kolonien nach Indien und Sizilien ausschickte, fremde, namentlich niederländische Kolonien daheim empfing. Diese aber zogen das ganze Gewerbe und den ganzen Handel an sich, verteuerten die Landeserzeugnisse derart, daß z. B., wie einmal von einem Landtage bestätigt wurde, dem Spanier ein Paar Lederschuhe so teuer wie eine ganze Kleidung zu stehen kam, und richteten schließlich den heimischen Volkswohlstand vollends zu Grunde. Und es kann kein schärferer Gegensatz gedacht werden als zwischen den bettelstolzen Hidalgos, die den Hof in Toledo umdrängten und den niederländischen Unterthanen Karls V., deren Gewerbefleiß dem letzteren weit mehr Einkünfte als das goldreiche Indien brachte, und in kurzer Frist Antwerpen zu einer Blüte erhob, die alle spanischen Städte übertraf. Welcher Unterschied auch zwischen dem unternehmungs- und lebenslustigen Niederländer, der sein

reinlich und reich ausgestattetes, behagliches Heim nur verließ, um in rüstiger Arbeit seine Habe zu mehren, und dem verschlossenen Kastilier, der mehr von den Träumen seiner Einbildungskraft als von wirklichem Besitze zehrte, und zwischen den abenteuergierigen Glücksrittern, die nur allzu leicht zu Industrierittern wurden, und der geregelten, sicher gehenden Thätigkeit der Handelsleute und Gewerbtreibenden aus dem Norden!

Uebrigens war, wie die Spanier selbst fühlten, das eigene Beispiel Karls V. nicht angethan, seinen Adel und sein Volk auf andere Wege zu bringen. Sein Geschichtsschreiber, der Spanier Sandoval erzählt, der Kaiser sei einmal in den Toledaner Bergen mit einem alten Bauern zusammen getroffen und habe denselben gefragt, welcher von den Königen, die er schon erlebt, der beste und welcher der schlechteste gewesen sei. „Der beste," antwortete der Bauer, „war Don Fernando, der mit Recht der Katholische hieß; der schlimmste aber, nun, ich denke, der ist schlimm genug, den wir jetzt haben." „Warum?" fiel Karl ein. Und nun tadelte der Bauer, daß der König Weib und Kind verlasse, bald nach Deutschland, bald nach Italien, bald nach Flandern gehe, daß er alle seine Einkünfte, die Schätze, die er aus Indien empfange, mit sich fortnehme und daß er, auch hiermit noch nicht zu-

frieden, den armen Landmann mit Steuern erdrücke. Wie spärlich aber oftmals auch diese Steuereinnahmen flossen, davon weiß uns des Kaisers Chronist manches zu erzählen. Nach der Huldigung in Aragonien und Katalonien hatte Karl demselben zufolge dort mehr zurückgelassen als er bekommen und „er zog in Kastilien leichter ein als ein Hirsch; denn das mitgebrachte Geld beschwerte ihn wahrlich nicht und er hätte zehn Sprünge machen können, ohne daß ihm ein Heller herausgefallen wäre!“

Eine Folge seines fortwährenden Geldbedürfnisses war, daß auch die königlichen Besitztümer in allen seinen Staaten sehr herabkamen und daß er z. B. in den Niederlanden die alten Güter der Herzöge und Grafen größtenteils veräußern mußte. Ein Jahr nach den großen Festlichkeiten in Toledo brauchte er schon die reiche Mitgift seiner jungen portugiesischen Gemahlin zum Widerstande gegen Franz I., wiederum drei Jahre später verwendete er den Erlös aus den an Portugal verkauften Molukken zur Reise nach Italien. Und nie hätte er nur annähernd den immer neu auftauchenden Geldbedürfnissen genügen können, hätte er nicht, wie uns Soriano in seinem Bericht vom Jahr 1538 sagt, in den Niederlanden jene Schätze, Bergwerke und jene Indien besessen, die ihm seine Kriege

möglich machten und ihm Staat, Würde und Ansehen aufrecht erhielten. Wenn hier die Niederlande das wahre Indien für Karl V. genannt werden, so müssen wir auch noch aufmerksam machen, daß seine Einkünfte aus der Neuen Welt bis vor kurzem gewaltig überschätzt worden waren. Alexander v. Humboldt war der erste, welcher diesen irrigen Vorstellungen entgegentrat, und heute wissen wir, daß die amerikanischen Einkünfte in den besten Jahren der Herrschaft Karls nicht mehr als 400 000 Dukaten betrugen. In dem soeben genannten Jahre 1538 klagte der Kaiser, ohne, wie wir wissen, das gewünschte Gehör zu finden, vor dem Landtage zu Toledo, er habe von seinem Erbe große Anteile verkaufen müssen, so daß er mit demselben seinen Hofhalt bei weitem nicht erhalten könne; dann habe er so viel auf Zinsen aufgenommen, daß er außerstande sei, diese letzteren mit dem Rest der königlichen Einkünfte zu decken. So sagte denn seiner Zeit Ruy Gomez de Silva vielleicht nicht allzu viel, wenn er meinte, die Erschöpfung aller seiner Mittel sei schließlich ein Beweggrund für den mächtigen Kaiser geworden, das Reich niederzulegen und sich in die Nähe des Klosters zurückzuziehen.

Daß Spanien nicht reich genug sei, um seinen Ruhm zu bezahlen, dieses schmerzliche Gefühl mochte

Karl V. selbst in seinen Glanztagen manchmal beschleichen, wenn er von den Zinnen seines Schlosses Rundschau über die Umgebung der Kaiserstadt hielt und wahrnahm, in welchen elenden Verhältnissen das gemeine Volk dahin lebte. Schon unter Ferdinand dem Katholischen hatte, nach den Schilderungen eines Andrea Navagiero, eines Francisco Guixcardini und eines Henry Cock der schlechte Zustand des Landbaues, die elenden Behausungen der Einwohner, die Menschenleere der Gegenden das Staunen der Fremden erregt, ganz Kastilien ihnen den Eindruck einer großen Wüstenei gemacht. Und wie hoch auch beim Anblicke der durch christliche Tapferkeit bezwungenen Maurenburgen in der Ebene von Toledo ein ritterliches Herz schlagen, mit wie reichen Blüten die Volkssage auch die zerstörten arabischen Wasserschlösser am Tajo umranken mochte, so trübselig mußte der Anblick der zertrümmerten maurischen Wasserleitungen, die einst ihren Segen Stadt und Land gespendet hatten, der unabsehbaren Brachfelder, der baum- und häuserlosen, entvölkerten Gegenden, der verwahrlosten Straßen stimmen, die zu dem Sprichwort Anlaß gaben, eine kastilische Meile sei so lang als anderwärts anderthalb. Wohl mochte sich ein frommes Gemüt an dem Schall der Glocken erbauen, der vom Morgen

bis zum Abend aus den zahllosen Bergklöstern des steilen Tajoufers herüber tönte; aber nirgends sah das Auge mehr wie ehedem gastlichen Rauch aus blühenden Bauernhöfen in die Lüfte steigen. Wohl waren die heidnischen Moscheen der Stadt in christliche Kapellen verwandelt und hundert Kirchen zeugten für den Sieg des Glaubens, aber Heere von Bettlern, die der Hunger vom flachen Lande herein getrieben, lagerten um die Kirchenthüren und wuchsen immer aufs neue an, so oft man sie auch durch harte Strafen verjagen wollte. Und was auch unternommen wurde, um durch Ausfuhrverbote und Absperrung der Grenzen den heimischen Wohlstand wieder zu heben, so vermochte der Gewerbfleiß auf den Trümmern der von der kaiserlichen Macht gebrochenen Gemeindefreiheiten sich doch nicht mehr zu neuer Blüte aufzuschwingen. Die Not, der Hunger kehrte im Hause des Städters ein, wie in der Burg des Hidalgo und in der Hütte des Bauern. Es wurde still und stiller in den Werkstätten, und der gemeine Mann aus dem Volke verlor sich entweder unter die ungezählten Scharen arbeitsscheuer Landstreicher oder er erwartete, gleich dem hungrigen Edelmann, bis ihm ein, seinen Mann nährendes Amt oder irgend eine andere Gabe des Zufalls in den Schoß fiel.

Zu solchen Glückszufällen gehörten die vorübergehenden kaiserlichen Hofhaltungen, die Besuche fremder Fürsten, der üppige Aufwand der ausländischen Söldner Karls V., insbesondere der deutschen Landsknechte, die für Augenblicke eine frische, lebendige Farbe in das Einerlei des kastilischen Volkslebens brachten. Diese Deutschen, die so froh lebten und leben ließen, starke Esser und Trinker, waren für die Kastilier ein steter Gegenstand des Staunens oder auch der Zuneigung, und das gemeine Volk, das sich an ihre Fersen hing und sich wohl auch einzelne Worte aus ihrer rauhen Sprache aneignete, wäre wohl lüstern gewesen, ihrem Beispiel fortan zu folgen, wenn ihm nur nicht mit dem Wegzuge dieser Söhne des Nordens immer auch wieder die Mittel hierzu entschwunden wären. Es war übrigens auch für die nächste Umgebung des Kaisers selbst und deren nüchterne Gewohnheiten gut, daß Karl stets für die kurze Dauer des Zusammenseins sorgte und insbesondere nie allzulange auf deutschem Boden weilte. Mußte er doch einmal dem Herzog Friedrich von Liegnitz, dem größten Trinker seiner Zeit, ernste Vorwürfe machen, daß er die Spanier mit seinem Beispiele verderbe. Und sein Staatsrat Figueroa wurde einmal zu Regensburg in seiner Gegenwart mit einigen

Hofleuten handgemein, die ihn verspotteten, weil er im Trinken des Guten zu viel gethan.

Schon der prächtige Aufzug der deutschen Landsknechte, die allerdings auch bei der Einnahme von Städten, wie Genua, das Tuch mit ihren Spießen zu messen und sich in Samt und Seide zu kleiden pflegten, gewann ihnen hoch und niedrig unter den Spaniern. Selbst Karls ruhmreicher Feldherr, Pescara, liebte es, sich in der Art der Landsknechte zu zeigen; er schritt vor seinen spanischen Fußvölkern einher mit breiten Schuhen, wie die deutschen Landsknechte, Federn auf dem Hute, das bloße Schwert mit beiden Händen vor sich hinhaltend. Und wie man in Deutschland auf der Lochauer Heide das Feldgeschrei Hispania neben den deutschen Lauten hörte, so ließen hinwiederum in der Sierra Espadan die Landsknechte ihren Kriegsruf: dran! dran! im Kampfe gegen die Mauren erschallen. Die seltsam klingenden Worte aber, die sich, solchen Landsknechten in den Mund gelegt, in dem spanischen Volksbuche Lazarillo eingestreut finden, weisen durch die Mundart entschieden auf süddeutsche Herkunft hin. Es ist uns ja auch verbürgt, daß z. B. im Jahre 1521 der Befehl an die württembergischen Amtleute ergangen war, einen jeden zum kaiserlichen Heere laufen zu lassen,

von dem es besser sei, er sei außer dem Lande. Aus Schorndorf allein waren denn so viele zu den Fahnen des Frundsberg gelaufen, daß der auf Rom anrückende Herzog von Bourbon, als er bei einer Musterung der Deutschen auf die an die Einzelnen gerichtete Frage nach ihrem Geburtsorte stets wieder die Antwort Schorndorf erhielt, staunend bemerkte: „Schorndorf ist wohl die größte Stadt in Deutschland". Wie aber in der spanisch-deutschen Waffenbrüderschaft die Eigentümlichkeiten beider Völker hervortraten, das ist uns durch manchen geschichtlichen Zug verbürgt. Als der Kriegsschatz des Bourbon erschöpft war, empörten sich die Spanier zuerst über das Ausbleiben ihres Soldes und riefen, indem sie zum großen Schmerz Georg Frundsbergs die Deutschen mitrissen, diesen nur immer zu: „Lanz, Lanz, Geld, Geld!" Das war, wie Ranke sagt, alles Deutsch, was sie konnten, es war wie der Naturlaut des Aufruhrs. Bei der Plünderung von Rom sodann machten, nach dem Zeugnis des Italieners Jovius, die Spanier die reichste Beute, die sie den Einwohnern mit Foltern heraus zu peinigen wußten. Die Deutschen waren zufrieden, daß sie endlich wieder zu essen und zu trinken hatten; wenn sie keinen Widerstand fanden, waren sie eher gutmütig; sie ließen auch die Juden ohne Neid ihren Vorteil machen. —

Die Meisterhand unseres Makart hat ein vielbewundertes Gemälde geschaffen, welches Karl V. in blühender Jugendkraft darstellt, wie er, umgeben von seinen Heerführern und begleitet von seinen übermütigen Landsknechten festlichen Einzug in Antwerpen hält und die Huldigungen der reichen Bürger und schönen Frauen daselbst empfängt. Das herrlichste Reiterbild aber, welches die Welt besitzt, ist der Tizianische Karl V. im Königlichen Museum zu Madrid: mit eingelegter Lanze, fast dämonischen Mannesernst in den Zügen, sprengt der Kaiser über das Schlachtfeld von Mühlberg dahin; man sieht, er fühlt sich ganz als den Herrn der Welt, er ist entschlossen, einer ganzen Welt zu trotzen. Nun darf man wohl fragen, ob ein spanischer Meister, ob etwa ein so unerbittlicher Wahrmaler, wie Velasquez später war, bei der Darstellung Karls und seiner Zeit den leuchtenden Farben, in welche der Deutsche und der Italiener den Pinsel tauchten, nicht etwas von jenem Grau beigemischt haben würde, das mit einem bald dichteren bald durchsichtigeren Schleier die Bilder Velasquez' einhüllt und bei seinen unsterblichen Schilderungen aus dem kastilischen Volksleben, wie den „Trinkern" und den „Schmieden" zu völliger Schmutzfarbe wird.

Ein Schriftsteller, und sagen wir es gleich, ein

bis jetzt Unbekannter, hat es gewagt und erreicht, nämlich zur Anschauung zu bringen, was jener Toledaner Bauer von der Zeit Karls V. dachte, die Kehrseite der Münze zu zeigen und neben den Siegesfesten des Kaisers das spanische Volk zu schildern, das die Zeche bezahlen mußte; die Armut des gemeinen Mannes, der dem Bettel und der Landstreicherei verfiel, wenn es ihm nicht gelang, irgend ein Aemtchen zu ergattern; das Gespenst des Hungers, das die öden Straßen Kastiliens unheimlich machte, die verzweifelte Jagd aller nach einem Bissen Brotes, das Versiegen der natürlichen Hilfsquellen des Landes, das abenteuernde Glücksrittertum, die Faulheit, Verkommenheit und den Bettelstolz der Hidalgos, die in Unwissenheit oder Ueppigkeit versunkenen Geistlichen, welche aus ihrem hohen Beruf damals nur allzuoft ein gemeines Geschäft machten und den Aberglauben der Menge ausbeuteten.

Der arme Schelm, der kleine Lazarus von Tormes, ist zu einer unsterblichen Gestalt in dem Schrifttum der Welt, zum Musterbilde für eine lange Reihe dichterischer Erzeugnisse geworden, die man mit dem Namen Schelmenromane bezeichnet, indem sein Schöpfer kühn in das vollste, tiefste Volksleben seiner Zeit griff und auf einfache, ungesuchte Weise seinen bescheidenen Helden in Ver-

kehr mit den verschiedenen Schichten der Gesellschaft seines Landes brachte. So elend ist es mit der Herkunft Lazarillos bestellt, daß derselbe nicht einmal wie andere Menschenkinder ein Geburtshaus auf dem festen Lande nachweisen kann. Er erblickt das Licht der Welt recht eigentlich in einem Flusse, dem Tormes bei Salamanka, beziehungsweise in einer Mühle auf diesem Flusse. Sein Vater, der den ihm anvertrauten Kornsäcken unverschämt zur Ader ließ, ward ein Opfer der menschlichen Gerechtigkeit, was ihm freilich als „einem um der Gerechtigkeit willen Leidenden" nach der eigentümlichen Auffassung seines Söhnchens die Seligkeit im Himmel sichert; und er kam, nach seiner Bestrafung, in einem der vielen Glaubenskriege gegen die Mauren ums Leben. Sein Stiefvater, ein maurischer Sklave, der ihm ein Negerchen als Bruder schenkte, verfiel gleichfalls wegen Diebstahls dem Arme der Gerechtigkeit, und das schwärzeste Elend kehrte bei seiner nun zweifach verwitweten Mutter ein. So erhalten wir gleich zu Anfang ein anschauliches Bild der zigeunerhaft zusammengewürfelten niedrigsten Volksschichte. Und wir können uns schon denken, wie schwer es dem, einem solchen trügerischen Flugsand entsprossenen armen Teufel werden mag, irgendwo feste Wurzel zu fassen.

Um ihn zu versorgen und für immer los zu werden, übergibt ihn seine Mutter als Führer einem blinden Landstreicher, in dessen Gesellschaft Lazarillo, alsbald die Seinigen gänzlich vergessend, in die Welt hinaus zieht. Aber auf dem Wege von Salamanka nach Toledo, den die Beiden einschlagen, lernt er die Wahrheit des Ausspruchs seines Herrn erkennen, daß ein Blindenführer an Schlauheit den Teufel selbst übertreffen müsse, um im Kampfe mit dem allgemeinen Feinde der Zeit, dem Hunger, nicht zu unterliegen. Sein Herr, der ihn das Rotwelsch und alle Kunstgriffe des Bettlerhandwerkes lehrte, versteht es zwar, wie kein Zweiter, durch seine Gebete und seine Geheimmittel den Leuten, insbesondere den Weibern das Geld aus dem Beutel zu ziehen und selbst in der ausgehungertesten Gegend seinen Ranzen mit Brot und Fleisch zu füllen, aber er ist ebenso geizig wie grausam, und für Lazarillo fallen weniger Bissen als Prügel, Püffe und Fußtritte ab. Inzwischen hat dieser die Einfalt der Jugend abgestreift, der Blinde hat ihm die Augen geöffnet, und er beginnt nun mit diesem letztern, um seinem eigenen Magen zum Rechte zu helfen, einen unermüdlichen, wechselreichen Wettkampf an List und Durchtriebenheit. Es ist ein lustiges, spannendes, manchmal fast rührendes

Schauspiel, wie die Verschmitztheit des Jungen mit der Erfahrung des Alten ringt. Der Verfasser mag hier, wie etwa unser alemannischer Dichter Hebel in seinen launigen Erzählungen von Zundelfritz und Genossen, diesen und jenen schon volkstümlich gewordenen Zug aus der Geschichte der Bettlerzunft verwertet haben. Und jenen „Armeleut"-Geruch, in welchem uns die Realisten unserer Tage ganz ersticken lassen, vergessen wir mehr als einmal ob der witzigen Einfälle, die hier eingestreut sind, der scheinbar platten, oftmals aber recht tiefen Aussprüche gesunden Menschenverstandes und ob des glücklichen Humors, der das Ganze durchwaltet.

Geschunden und geärgert von seinem Herrn, läuft Lazarillo diesem endlich davon, nachdem er ihn den Kopf an einer Steinsäule hatte einrennen lassen, zur Strafe dafür, daß derselbe ihm den Weinkrug, aus dem er heimlich naschte, auf dem Kopfe zerschlagen. Wenn Lazarillo aber den Blinden ebenso leicht vergißt wie zuvor schon seine Familie, so hat er sich um so tiefer die bei ihm gelernte Weltweisheit eingeprägt. Zunächst aber muß er freilich erfahren, daß der Hunger, dem er bei dem Bettler entrinnen wollte, auch in den höheren Gesellschaftsschichten sich als unwillkommener Gast oder vielmehr Herr eingenistet hat. Er wird

Meßknabe und Diener bei einem Geistlichen, um alsbald zu spüren, daß er aus dem Regen in die Traufe gekommen. Denn in diesem seinem neuen Herrn war, wie er erzählt, alle Filzigkeit der Welt vereinigt, und er ist sich nur darüber unklar, ob sie demselben angeboren gewesen sei, oder ob er sie nur mit seinem Gewande angenommen habe. Dieser Priester liebt es zwar, auf Kosten anderer, namentlich beim Leichenschmause sich zu mästen, seinem Diener jedoch predigt er Enthaltsamkeit. Er verabreicht ihm nur alle vier Tage eine einzige Zwiebel zum Essen, so daß sich Lazarillo bald vor Hunger kaum mehr auf den Beinen halten kann und schließlich beim Anblick eines bloßen Brotes schon das Angesicht Gottes selbst zu schauen glaubt. In dem rattenkahlen Hause des Pfarrers ist kein Wurstzipfel, keine Brotkrume zu stibitzen, auch vom Opfergeld in der Kirche nichts wegzukriegen, weil der Mann stets nur ein Auge auf sein Meßbuch, das andere aber auf die Pfennige gerichtet hält, die in den Klingelbeutel fallen. Aber wenn das Wohlleben, wie Lazarillo sagt, den Geist abstumpft, so schärft der Hunger denselben, und Gott selbst erleuchtet den Elenden, um durch immer neue Kunstgriffe sich aus der Not zu helfen. So erscheint ihm wie ein von Gott gesandter Engel ein Schlosser,

der ihm einen Schlüssel zu dem „Brotparadiese“, zu einer alten Truhe gibt, in welcher der Pfarrer seine geweihten Brote aufbewahrt. Allein das Glück dauert nicht lange. Der Pfarrer merkt den Abgang. Da er glaubt, Mäuse seien daran schuld, vernagelt er die Truhe, die Lazarillo allmählich wieder mit seinem Messer anbohrt, auf allen Seiten und stellt gar noch eine Mausfalle darin auf. Und wie er seiner Brotdiebe auch jetzt noch nicht habhaft wird, läßt er sich in seiner Einfalt einreden, eine Schlange stelle seinen Vorräten nach, und rennt nun mit einem Knüttel die ganze Nacht im Hause herum, die Schlange zu erschrecken oder zu töten. Da wollte es der Unglücksstern Lazarillos, oder wie er in christlicher Demut sagt, seine Sünden, daß er einmal beim Schlafen in den Schlüssel, den er stets im Munde versteckt hielt, hineinblies. Der Pfarrer glaubt, das Zischen der Schlange zu vernehmen, schlägt darauf los und hat in dem furchtbar überraschten und zugerichteten Lazarillo auf einen Schlag Schlange und Mäuse erwischt. Mit den Worten: „Du mußt Blindenführer gewesen sein,“ und sich vielmals bekreuzend, wie wenn er besessen wäre, jagt er Lazarillo wieder auf die Landstraße hinaus. Mit Ausnahme einer einzigen kleinen Stelle hat merkwürdigerweise die Inquisition auch später noch dieses

Bild der Heuchelei und Habsucht eines Geistlichen nicht unterdrückt. Und der Kampf Lazarillos mit dem Pfarrer um jene alte Truhe hat sich durch Jahrhunderte als ein komisches Prachtstück behaupten können.

Nach einem kurzen Rückfall in sein altes Bettlerhandwerk tritt Lazarillo in den Dienst eines Edelmanns, des Vorbildes jener Ritter von der traurigen Gestalt, die fortan, ob sie sich nun, wie im Richter von Zalamea, Don Mendo oder anders heißen, mit leerem Magen und Beutel in so manchem spanischen Schauspiel und Roman herum stolzieren. Gut gekleidet, wohl gekämmt, gemessen in Schritt und Haltung wandelt unser Edelmann durch die Straßen Toledos dahin. „Gott hat dir eine Gnade erwiesen, indem er dich zu mir führte," mit solchen stolzen Worten nimmt er Lazarillo in seinen Dienst. Doch huldigt auch er, zu des letzteren Entsetzen, dem Grundsatze, es sei tierisch, sich satt zu essen. Er huldigt aber auch dem Glauben Lazarillos, daß er selbst das Opfer eines besonderen Unglückssternes sei. Allein wenn er sich schließlich sogar herbeilassen muß, von dem Brote zu zehren, das sein Diener für ihn zusammenbettelt, so ist ihm doch seine gute Toledaner Klinge für kein Gold in der Welt feil, so bereut er doch keinen Augenblick, seine Heimat verlassen zu haben, nur weil

ihm daselbst ein Vornehmerer, als er ist, nicht den ersten Gruß gönnen wollte. Denn die Ehre, sagt er seinem erstaunten Diener, ist heutzutage das einzige Vermögen der anständigen Leute. Und wenn er des Morgens, ohne gefrühstückt zu haben, vor sein Haus tritt, mit wohlabgemessenem Schritte, in gerader Haltung, Körper und Kopf zierlich wiegend, den Zipfel des Mantels bald über die Schulter werfend, bald über den Arm legend, die rechte Hand in die Hüfte gestützt, da philosophiert wohl Lazarillo: „Du lieber Gott, wie viel seinesgleichen mögen über die Erde zerstreut sein, die um eines Unsinns willen, den sie Ehre nennen, erdulden, was sie um deinetwillen nicht erdulden würden!“ Mit einigen Federstrichen, in der Art Callots, ist hier der Vertreter einer erhabenen Narrheit, eines ganzen, dem Untergange geweihten stolzen Standes gezeichnet, und während Lazarillo unser Herz dadurch gewinnt, daß er trotz seiner sonst niedrigen Gesinnung aus Mitleid bei diesem armen Tropfe aushält, steigert sich die schlichte Erzählung zu einem Bilde von geradezu tragischer Wirkung, wie der arme Edelmann tage-, wochenlang lächelnd und stolz sein Elend vor der Welt verbirgt, bei allen Qualen des Hungers seiner Ehre nichts durch gemeine Arbeit vergeben will und in der eiteln Hoffnung auf ein Amt, das seinem eingebil-

deten Verdienst entspräche, in seiner düsteren, leeren Wohnung ausharrt, bis er durch das ungestüme Auftreten seiner Gläubiger zur Flucht gezwungen wird.

Diesen seinen guten Herrn bedauert Lazarillo, wie er den habsüchtigen Pfarrer und Bettler haßte. Aber er findet, sein heilloses Geschick lasse ihn die verkehrtesten Dinge erfahren: während sonst die Diener ihrem Herrn entlaufen, war ihm sein Herr durchgegangen. Er macht nun die Bekanntschaft eines barmherzigen Bruders, der am Klosterleben keinen Geschmack fand, und in dessen Auftrag er in Stadt und Land so viel herumlaufen mußte, daß er in acht Tagen seine Schuhe, die ersten, die er in seinem Leben trug, zerriß und davon ging. Dann zog er mit einem Ablaßkrämer in der Welt herum, dem abgefeimtesten Betrüger, den er je gesehen. Derselbe wußte, was ein grelles Licht auf die damalige Notlage eines großen Teils der niedrigen Geistlichkeit wirft, die Seelenhirten auf dem Lande durch so kleine Geschenke, wie Birnen oder Salatköpfe, zu seinen Mitschuldigen zu machen, oder dieselben, was ihren sittlichen Ernst beleuchtet, durch schlüpfrige Geschichtchen günstig zu stimmen, oder ihnen, was ihm bei der Unwissenheit vieler, die ihr Kirchenamt mit Gelde gekauft hatten, leicht gelingt, einen heilsamen Schrecken einzuflößen, in-

dem er sie in einem Latein seiner eigenen Erfindung anredet. Wenn alle Mittel versagten, um das Geschäft in Gang zu bringen, verrichtete er gar, zur Bethörung der Gläubigen, falsche Wunder, und es macht unserem Lazarillo, dem sonst alles paßte, was nur seinem knurrenden Magen zu statten kam, nicht geringe Ehre, daß er nach einer solchen Betrügerei, die er mit ansehen mußte, sagt, er habe diesen Menschen jetzt nicht mehr recht leiden können. Auch stellt er hier, wie angesichts der Narrheit des Edelmanns, eine allgemein sittliche Betrachtung an: „Wie viele solche Streiche mögen dem unschuldigen Volke von solchen Spöttern gespielt werden!“

Während seines nun folgenden Dienstes als Farbenreiber bei einem Maler merkt Lazarillo, daß er inzwischen zu einem stattlichen Burschen herangewachsen sei. Die erste Stufe aber, um zu einem guten Leben zu gelangen, erstieg er, als ihm ein Domkaplan, der sich offenbar nebenbei mit sehr weltlichen Geschäften befaßte, seinen Esel anvertraute, um Wasser durch die Stadt zu führen und zu verkaufen. Diesen Esel ließ er, als er genug verdient hatte, dann stehen, um von Herrschaften abgelegte Kleider und einen Degen mit einer guten alten Klinge zu kaufen. Kleider machen Leute, in Spanien mehr als anderwärts. Seine Hoffnung, nunmehr

eine behagliche und einträgliche Stellung zu erringen, erfüllte sich bald. Und gemäß der ihm und seinesgleichen eigentümlichen Weltanschauung, in welcher sich der von den Mauren in Spanien zurückgelassene Fatalismus mit einer Gottergebenheit verbindet, die vom eigenen Willen und Charakter völlig absieht, wird ihm durch Gottes Erleuchtung und die Gunst von Freunden endlich Entschädigung für alle seither ausgestandenen Mühen beschert mit einem königlichen Amte. „Ich erkannte," und dies ist das Glaubensbekenntnis seiner ganzen Zeit, „daß es keinem recht gut gehen kann, wenn er nicht ein solches Amt besitzt."

Als öffentlicher Ausrufer, besonders von Weinversteigerungen, wird er bald der allgemeine Liebling der Stadt und der besondere Günstling eines Erzpriesters, dessen Magd er heiratet und dessen Lehre er gehorsam befolgt, immer nur auf seinen Vorteil und nicht auf dasjenige zu achten, was die bösen Zungen sagen mögen. Hatte er uns die Erlebnisse seiner Kindheit erzählt, um, wie er sagte, zu zeigen, es sei ebenso löblich, aus niedrigem Stande sich emporzuschwingen, als tadelnswert, aus hoher Stellung herunterzukommen, so zeigt sich hier die ironische Weltanschauung des Schelmenromans, die Verachtung der Menschen, des Lebens, der ganzen Welt in ihrer vollen Bitterkeit: es ist

gleichgültig, durch welche Mittel man die Parteilichkeit des Schicksals, das den einen reich, den andern arm geboren werden läßt, besiegt, wenn man nur schließlich in den Hafen des Glücks gelangt.

In den Zeiten nach Karl V., die für den gemeinen Mann noch schlimmer wurden, wird diese Weltanschauung in folgendem Satze zusammengefaßt werden: alle Menschen in der Welt steigen am Glücksrad auf und ab; die einen folgen seinem Schwunge, die anderen nicht; die ersteren kommen mit derselben Schnelligkeit, mit der sie hinaufgestiegen, wieder herunter, die anderen dagegen, die mühevoll hinaufgelangt, vermögen sich längere Zeit oben zu halten. Lazarillo aber bekennt, die Geschichte seiner Leiden und Freuden abschließend, daß er sich auf dem Gipfel alles Glückes befand, damals, als der siegreiche Kaiser in Toledo einzog und jene große Festlichkeiten und Vergnügungen stattfanden, von denen man sich noch lang erzählte. Ein Abglanz der ritterlichen Herrlichkeit Karls V. fällt so verklärend auf das Leben des armen Schelms, ein Glanz, von dem jede Spur in der trübseligen Zeit eines Philipp II. sich verlieren sollte.

Wie es nun scheint, genügte es, nachdem das Büchlein des Lazarillo von Tormes 1554 erschienen war, schon ein Jahr darauf einem Verehrer des-

selben nicht, ihn einfach als Weinverkäufer auf dem Gipfel alles Glücks zu wissen und er ließ denselben in einem kurzen Nachtrage auch noch als Weintrinker mit seinen deutschen Freunden, den Landsknechten, herrlich und in Freuden leben, so daß ganz und gar die Weissagung des blinden Bettlers erfüllt war, der, indem er des armen Lazarillo Wunden mit Wein auswusch, ihm höhnend zu sagen pflegte, wenn je ein Mensch durch Wein glücklich werden könne, so müsse er es sein. Wir aber lassen gern die Geschichte von Lazarillos Leiden und Freuden in das hier aus spanischem Munde verkündigte und von Italienern und Franzosen noch in den jüngsten Ausgaben des Romans anstandslos wiederholte Lob auf das ungezierte, bescheidene, offene und fröhliche Wesen der Deutschen ausklingen.

Dies ist in kurzen Umrissen der Inhalt des ersten Schelmenromans: Lazarillo von Tormes. Kühn, fast grausam in der Schilderung der sonst in romantischem Licht erscheinenden Zeit Karls V., führt er die freie Sprache, die allerdings, wie wir gesehen haben, selbst bis zum Kaiser hinan damals Zutritt hatte. Es ist aber nicht die Sprache eines hochgeborenen Hof- oder Staatsmannes, der etwa seinen Spott oder Zorn über diese und jene Ungerechtigkeit oder Thorheit äußert, sondern diejenige

eines Mannes aus dem Volke, der ungeblendet durch den Glanz großer Persönlichkeiten und Thaten, alle geheimen Wunden kennt und aufdeckt, an welchen das Volksleben krankt; der, mitten in seinem Volke stehend, seine Umgebung lediglich mit dem Maßstabe des gesunden Menschenverstandes mißt und im schlichtesten Volkstone Wahrheiten kündigt, welche für die Nachwelt den Wert geschichtlicher Enthüllungen besitzen. Indem er aber den armen Schelm Lazarillo selbst seine Lebensgeschichte erzählen läßt und nur höchst selten mit einer gelehrten Anspielung, etwa auf Cicero, Ovid, Homer und Galenus aus seiner Rolle fällt, hat er ein unvergängliches Denkmal der schlichten, treuherzigen und witzigen Volkssprache seiner Zeit geschaffen, das für seinen schöpferischen Geist ebenso zeugt, wie die Unvergänglichkeit der Gestalten, die er vor uns hinzustellen verstanden hat. Wie vieles auch jenseits der Pyrenäen sich wieder zum besseren gewendet hat, so muß an Lazarillo auch heute noch jeder denken, der durch die Straßen spanischer Städte wandelnd die Scharen der blinden und verkrüppelten Bettler und der Priester gewahr wird. Und wenn heute kein hungeriger Hidalgo mehr, wie bei Lazarillo, über den berühmten Platz Zocodover in Toledo stolziert, so mag als Ersatzmann für ihn dieser

und jener Zeitungsschreiber oder Parteimann gelten, der auf der Puerta del Sol zu Madrid wochen-, monate- und jahrelang herumlungert, durch seine erhabenen politischen Grundsätze, wie jener durch seine Ehre, von nützlicher Arbeit sich abhalten läßt und geduldig hungernd, wie jener, auf den Zufall eines Regierungswechsels harrt, der ihn und seinesgleichen an die Staatskrippe bringen soll.

In solcher Weise aus dem vollsten Volksleben geschöpft und dasselbe mit unnachahmlicher Treue wiederspiegelnd, genoß denn auch das Büchlein von Lazarillo eine beispiellose Beliebtheit in seiner Zeit und errang es alsbald eine Stellung im Schrifttum der Welt, die es noch heute behauptet. Im Jahr 1554 zu Antwerpen in einer Ausgabe, welche die Wiener Hofbibliothek besitzt, ohne Angabe eines Verfassers gedruckt, erlebte Lazarillo noch im nämlichen Jahr eine Ausgabe mit Bildern in Burgos und eine Ausgabe mit neuen Zusätzen in Alcala de Henares. Das nächste Jahr brachte bereits eine neue Ausgabe, gleichfalls in Antwerpen, nebst einem hinzugedichteten zweiten Teil, und nun entsteht ein wahrer Wettlauf mit immer neuen Ausgaben in Valladolid, Tarragona, Zaragoza, Medina del Campo, Lerida, Barcelona. Paris, Lyon, Venedig, Mailand, Bergamo, Rom, Lissabon folgen nach. Die spanische

Inquisition sieht sich genötigt, anzuerkennen, es sei unmöglich, das lebendige und anmutige Volksbuch wieder aus der Welt zu schaffen und sie läßt daher Ausgaben veranstalten, in denen nur die ihr anstößigen Teile ausgelassen sind. Cervantes[1] und Shakespeare[2] bringen für einen jeden ihrer Zeitgenossen verständliche Anspielungen auf Lazarillo; derselbe wurde mit anderen Dichtungen und Werken, z. B. dem Galateo, einer Art spanischen Knigges „Umgang mit Menschen" zusammengebunden, Prinzessinnen und Fürsten gewidmet; mit spanischem und französischem Texte zugleich herausgegeben, einmal sogar in französische Verse übertragen und

---

[1] A Rozinante.

— — — — — — —

No se me escapó ceba—
Que esto saqué à Laci—
Cuando para hurter el vi-
Al ciego le dé la pa—
(Nie entging mir Stroh und Ha
Das lernt' ich von Lazari—
Der ein'n Halm wußt' einzuschie—
Daß ihm Wein lief in den Schna—)

[2] Mach ado about nothing.
Act. II. Sc. 1.

. . . Non you strike like the blind man: 'twas the boy that stole your meat, and you 'll beat the post.

(. . . Oho, ihr seid ja wie der blinde Mann; der Junge stahl euch euer Essen, und ihr schlagt den Pfeiler.)

bis auf unsere Zeit in zahlreichen spanischen und französischen Prachtausgaben aufgelegt. Von einer Uebersetzung des Lazarillo ins Englische, die David Rowland 1586 veranstaltete, sind mehr als 20 Auflagen bekannt, und noch im Jahre 1781 schreibt ein französischer Schriftsteller, in Deutschland sei Lazarillo so beliebt wie Till Eulenspiegel; der Schwabe Ulenhart hat denselben um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu Augsburg und Nürnberg in deutscher Uebersetzung herausgegeben und noch aus dem Anfange dieses Jahrhunderts besitzen wir erträgliche deutsche Uebersetzungen und eine in Deutschland veranstaltete, ziemlich gute spanische Ausgabe.

War Lazarillo in kürzester Zeit zu einem europäischen Gemeingute geworden, so hat es auch nie an solchen gefehlt, die sich mehr oder weniger geschickte Hinzudichtungen zu demselben, mehr oder weniger freie Nachahmungen desselben gestatteten. Von letzteren ist zu nennen die Schelmin Justina von Fray Andres Perez, 1605, die Cervantes streng verurteilte; Lazarillo von Manzanares von Juan Cortes von Tolosa, 1620, der sein Vorbild nicht erreicht und der treffliche Schelm Guzman von Alfarache von Mateo Aleman. So ist Lazarillo der Stammvater einer ganzen Dichtgattung geworden, des Schelmenromans, der von Geistern

wie Aleman, Cervantes, Luis Velez von Guevara, Quevedo, Espinel gepflegt, in Spanien selbst eine lange Blütezeit erlebte, seine Wurzeln auch in fremde Gebiete trieb, auf der spanisch-französischen Grenzscheide mit dem Gilblas seinen verbreitetsten Ruf erlangte und in Deutschland seinen bedeutendsten Ausläufer in Grimmelshausens abenteuerlichem Simplicissimus sah.

Die Stellung, welche Lazarillo von Tormes im Schrifttum der Welt einnimmt, seine Bedeutung als Quelle für die Sittengeschichte seiner Zeit, sein innerer, dichterischer Gehalt, sowie die Vorliebe, welche sich in unseren Tagen den künstlerischen und schriftstellerischen Werken der Renaissance zuwendet, erklären wohl hinreichend das Verlangen, den ersten Schelmenroman einmal in seiner ursprünglichen Gestalt, ohne die störenden Veränderungen, die er durch ungeschickte Zuthaten oder absichtliche Auslassungen erfahren hatte und getreu in dem schlichten Gewande der Volkssprache dem deutschen Leser vorzustellen. Der letztere wird auch alsbald erkennen, daß man nur auf Grund einer solchen Uebertragung, die sich den sorgfältig verglichenen ältesten Ausgaben anschließt, den Lazarillo als vollkommen eigenartiges Kunstwerk zu schätzen vermag.

Das Leben Lazarillos von Tormes

und

Von seinen Freuden und Leiden.

Vorwort.

Ich halte es für gut, daß so bedeutsame und vielleicht niemals gehörte noch gesehene Dinge zur Kenntnis vieler gelangen und nicht in Vergessenheit begraben werden. Es könnte ja sein, daß einer, der sie liest, etwas finde, was ihm paßt und diejenigen, die nicht so viel beanspruchen, wenigstens ergötzt. Und in dieser Hinsicht sagt Plinius, es gebe kein Buch, so schlecht es sein möge, das nicht etwas Gutes enthielte, insbesondere da nicht alle einen und denselben Geschmack haben, vielmehr einer eine Speise, die ein anderer nicht mag, für sein Leben gern ißt. So sehen wir denn, daß dieselben Dinge von einigen gering, von andern hoch geschätzt werden; darum soll man nichts, wenn es nicht ganz

verwerflich ist, vernichten oder verachten, sondern allen mitteilen, namentlich wenn es nicht schaden, sondern irgend einen Nutzen bieten kann. Denn wäre dem nicht also, würden gar wenige für einen einzigen schreiben, weil das Schreiben Mühe macht, und diejenigen, die sich schon einmal derselben unterziehen, belohnt zu werden wünschen, nicht mit Geld, sondern damit, daß man ihre Werke sehe und lese und womöglich lobe. Und aus diesem Anlasse spricht Tullius: „Die Ehre gebiert die Künste."

Wer glaubt, daß der Soldat, welcher der erste auf der Sturmleiter ist, das Leben am meisten hasse? Gewiß nicht; sondern das Verlangen nach Lob treibt ihn in die Gefahr, und ebenso geht es bei den Künstlern und Schriftstellern. Der Geistliche predigt sehr gut und ist ein Mann, der das Heil der Seelen wirklich wünscht, aber man frage Seine Gnaden, ob es ihm leid sei, wenn man ihm sagt: „Ach, wie wunderbar hat es Euer Hochwürden gemacht!" Ritter Soundso hat sich im Turnier elend gehalten und seinen Waffenrock dem Spaßmacher

geschenkt, weil dieser ihn wegen seiner guten Lanzenstöße lobte: was würde er gethan haben, wenn derselbe die Wahrheit gesprochen hätte?

So kommt es denn, daß ich, der ich mich für nicht besser als meine Nachbarn ausgebe, es nicht verüble, wenn von dieser Kleinigkeit, die ich in so plumper Sprache schreibe, alle diejenigen mit Vergnügen Kenntnis nehmen, welche einigen Geschmack daran finden, und wenn sie das Bild eines Mannes betrachten, der solches Glück, Gefahren und Unglück erlebt.

Ich bitte Euer Gnaden, die arme Gabe aus der Hand eines Mannes anzunehmen, der sie reicher gestalten würde, wenn sein Können seinem Wunsch entspräche. Und da mir Euer Gnaden schreibt, ich solle den Fall sehr ausführlich schreiben und berichten, so dünkt es mir gut, nicht in der Mitte, sondern beim Anfang zu beginnen, damit man meine Person ganz kennen lerne und damit auch diejenigen, welche hoch und reich geboren sind, zur Erkenntnis gelangen, wie wenig dies ihr Verdienst ist, da eben nur das

Glück für sie parteiisch war, und wie viel mehr diejenigen leisteten, die trotz ihres ungünstigen Sternes durch kräftiges und ausdauerndes Rudern in den Hafen des Glücks einliefen.

Erstes Hauptstück.

Lazaro erzählt sein Leben und wessen Sohn er war. Lazaro wird Führer eines Blinden.

So wisse denn vor allem, wohlgeneigter Leser, daß ich Lazaro von Tormes heiße, Sohn des Thomas Gonzalez und der Antonia Perez aus Tejares, einem Dorfe bei Salamanca. Ich bin im Flusse Tormes geboren, woher mir mein Zuname kam, und zwar hat sich dies folgendermaßen zugetragen:

Mein Vater, Gott habe ihn selig, hatte eine Wassermühle zu versehen, welche auf jenem Flusse stand und in welcher er mehr als fünfzehn Jahre Müller war. In einer Nacht nun, da meine Mutter in der Mühle war, überraschte sie ihr Stündlein und sie brachte mich daselbst zur Welt, so daß ich in Wahrheit sagen kann, ich sei in dem Flusse geboren.

Wie ich nun ein Junge von acht Jahren geworden war, klagten sie meinen Vater an, er habe den Kornsäcken seiner Kunden übel zur Ader gelassen. Er wurde darum verhaftet, gestand alles

ohne zu leugnen und wurde so ein Opfer der Gerechtigkeit. Ich hoffe zu Gott, daß er sich unter den Seligen befinde, denn das Evangelium nennt selig diejenigen, die um der Gerechtigkeit willen leiden.

Zur selbigen Zeit rüstete man ein Heer gegen die Mauren, in welchem mein Vater, der wegen des erwähnten Unglücks des Landes verwiesen war, als Stallknecht eines Ritters diente und mit seinem Herrn, als treuer Diener, sein Leben endete. Als sich nun meine arme Mutter ihres Mannes und aller Hilfe beraubt sah, entschloß sie sich, an gute Menschen sich zu wenden, um unter ihnen aufgenommen zu werden, und übersiedelte in die Stadt und mietete ein Häuschen und errichtete einen Kosttisch für Studenten und wusch für Stallknechte des Komturs vom St. Magdalena-Orden. So kam sie viel in die Ställe und lernte dort unter den Roßknechten einen Mauren kennen.

Dieser kam manchmal in unser Haus und ging erst morgens wieder fort; andere Male kam er auch bei Tag in unser Haus, unter dem Vorwande, Eier zu kaufen. Ich mochte ihn im Anfang nicht und fürchtete ihn wegen seiner Farbe und seines schlechten Benehmens. Aber seitdem ich sah, daß mit seinem Kommen das Essen besser wurde, fing ich

an, ihn lieb zu gewinnen, denn er brachte immer Brot, Stücke Fleisch und im Winter Holz, mit dem wir uns Feuer machten.

So ging die Wirtschaft und der Verkehr weiter, und meine Mutter beschenkte mich mit einem recht hübschen Negerchen, das ich herzte und wiegen half. Und es ist mir noch gegenwärtig, wie mein Stiefvater mit dem Knäblein scherzte und dieses, da es meine Mutter und mich weiß, ihn aber schwarz sah, furchtsam von ihm zu meiner Mutter floh, mit dem Finger auf ihn zeigte und sagte: „Mama, der Wauwau". Und er antwortete: „O, das Schelmenkind!" Ich aber, obgleich noch sehr jung, merkte mir dieses Wort meines Brüderchens und dachte bei mir selbst: Wie viele mag es doch auf der Erde geben, die vor andern fliehen, weil sie nicht sehen, wie sie selber sind.

Unser Unglück wollte, daß der Verkehr Zaydes, so hieß der Maure, dem Haushofmeister des Komturs zu Ohren kam und derselbe in der Untersuchung, die er anstellte, fand, daß Zayde die Hälfte des Futters, das ihm für die Tiere gegeben wurde, stahl, Heu, Striegel, Wischtücher und Roßdecken verschwinden ließ, und wenn anderes derartige fehlte, den Tieren die Eisen abnahm und mit allem diesem meine Mutter unterstützte, mein Brü-

derchen aufzuziehen. Wundern wir uns also nicht über einen Geistlichen oder Mönch, wenn der eine die Armen und der andere sein Haus bestiehlt, um es seinen Schäfchen zuzutragen und zu anderer Notdurft zu verwenden, da die Liebe einen armen Sklaven zu solchem antrieb! Und es wurde ihm alles bewiesen, was ich sage, und sogar noch mehr, denn man fragte mich unter Drohungen aus und ich antwortete wie ein Kind und ich entdeckte in meiner Angst alles, was ich wußte, sogar daß ich etliche Hufeisen im Auftrage meiner Mutter an einen Schmied verkauft habe.

Mein armer Stiefvater wurde grausam gestäupt und meiner armen Mutter bei strenger Strafe verboten, das Haus jenes Komturs wieder zu betreten und den unglücklichen Zayde bei sich zu empfangen. Um nicht den Aermel mit samt dem Rock zu verlieren, machte das arme Weib aus der Not eine Tugend und befolgte das Gebot; und um die Gefahr zu vermeiden und den bösen Zungen zu wehren, verdingte sie sich in das Wirtshaus zur Sonne. Hier erduldete sie tausend Widerwärtigkeiten, um mein Brüderchen aufzuziehen, bis es gehen konnte. Ich aber war schon groß genug, daß ich den Gästen Wein und Kerzen und anderes, was man mir auftrug, holen konnte.

Damals kam in das Gasthaus eines Tages ein Blinder. Der dachte, ich werde dazu taugen, ihn zu führen, und bat mich von meiner Mutter aus. Diese empfahl mich ihm und sagte ihm, ich sei der Sohn eines rechtschaffenen Mannes, der als Verteidiger des Glaubens in der Schlacht gegen die Mauren gefallen sei; sie vertraue auf Gott, ich werde meinem Vater keine Unehre machen; und sie bat ihn, mich gut zu behandeln und auf mich zu sehen, da ich eine Waise sei. Er versprach dies zu thun, und er nahm mich nicht als Diener, sondern als Sohn auf. So begann ich denn, ihm zu dienen und meinen zugleich neuen und alten Herrn zu führen.

Als wir einige Tage in Salamanca gewesen, fand mein Herr, daß er hier nicht genug gewinne, und er beschloß, weiter zu ziehen. Und als die Abschiedsstunde kam, suchte ich meine Mutter nochmals auf; wir weinten beide und sie gab mir ihren Segen und sprach: „Lieber Sohn, ich weiß wohl, daß ich dich nie mehr sehen werde; trachte, rechtschaffen zu bleiben, und Gott möge dich geleiten; ich habe dich aufgezogen und zu einem guten Herrn gebracht, bringe dich jetzt selber fort!“ Damit ging ich zu meinem Herrn, der auf mich gewartet hatte.

Wir verließen Salamanca und kamen zur Brücke.

Am Anfang derselben steht ein Tier aus Stein, welches ungefähr die Gestalt eines Stieres hat [1]. Der Blinde befahl mir nun, an das Tier heranzutreten. Als ich dort stand, sagte er zu mir: „Lazaro, lege dein Ohr an diesen Stierkopf und du wirst in seinem Innern ein großes Geräusch vernehmen." Ich that in meiner Einfalt also, da ich ihm glaubte; und wie er merkte, daß ich den Kopf ganz an den Stier hielt, holte er mächtig mit der Hand aus und stieß mich so stark gegen den verteufelten Stein, daß mich der Kopfstüber mehr als drei Tage lang schmerzte; und er sagte zu mir: „Dummkopf, merke dir, daß der Blindenführer noch ein bißchen gescheiter sein muß als der Teufel", und er lachte herzlich über seinen Spaß.

Mir aber schien es, als erwachte ich in diesem Augenblick aus der Einfalt, in der ich meine Kindheit verträumt hatte, und ich sprach bei mir: „Der Mann hat recht, ich muß, da ich allein stehe, die Augen aufmachen und acht geben und darauf denken, mich fortzubringen."

Wir setzten unsern Weg fort und er lehrte mich

---

[1] Ohne Zweifel eine jener, vom Volke Puerkos genannten Tiergestalten aus Stein, die den Altertumsforschern schon viel Kopfzerbrechens verursacht haben.

in wenigen Tagen das Rotwelsch, und da er mich sehr aufgeweckt sah, freute er sich sehr und sagte: „Ich kann dir nicht Gold noch Silber geben, aber ich will dich mancherlei Arten lehren, deinen Unterhalt zu gewinnen.“ So war es denn auch, und nach Gott verdankte ich das Leben ihm, der, obgleich blind, mich erleuchtete und auf meinem Lebenswege zurechtwies.

Es macht mir Vergnügen, dir, lieber Leser, solche Erfahrungen eines Kindes zu erzählen, um zu zeigen, wie löblich es sei, aus niedrigem Stande sich emporzuschwingen, und wie tadelnswert, aus hoher Stellung herunterzukommen.

Indem ich also auf meinen guten Blinden zurückkomme und von ihm erzähle, muß ich dir, lieber Leser, sagen, daß Gott seit der Erschaffung der Welt keinem gescheiteren und verschlageneren Menschen das Leben geschenkt hat. Er war ein Wunder in seiner Kunst. Er wußte hundert und mehr Gebete auswendig und sprach dieselben in einem tiefen, ruhigen, klangvollen Tone, von dem die Kirche wiederhallte, in der er betete. Beim Beten machte er ein demütiges und andächtiges Gesicht und beobachtete eine treffliche Haltung, ohne, wie andere zu thun pflegen, Fratzen zu schneiden oder Mund und Augen zu verdrehen. Außerdem verstand er sich

auf tausend andere Mittel und Kunstgriffe, um Geld zu machen. Er rühmte sich, Gebete für viele verschiedenartige Bedürfnisse zu wissen: für Weiber, die keine Kinder bekamen, für solche, die in Kindsnöten waren, für unglücklich Verheiratete, daß ihre Männer sich in sie verliebten; er weissagte den Schwangern, ob sie einen Knaben oder eine Tochter zur Welt brächten. In der Heilkunde ferner wußte, wie er sagte, Galenus nicht halb so viel wie er für Zahnweh, Bauchgrimmen und Frauenkrankheiten. Es konnte ihm überhaupt niemand von einem Leiden sprechen, ohne daß er ihm alsbald sagte: „Thut dies, thut jenes, gebraucht dieses Kraut, nehmt jene Wurzel.“

Es lief ihm daher auch alle Welt zu, besonders die Weiber, die ihm alles glaubten, was er ihnen sagte. Von ihnen gewann er große Einkünfte mit den erwähnten Künsten, und er nahm in einem Monate mehr ein als hundert Blinde in einem Jahre.

Aber du mußt auch wissen, lieber Leser, daß er bei allem, was er sammelte und schon besaß, der geizigste und schäbigste Mensch war, den ich jemals gesehen. Nicht nur mich ließ er schier Hungers sterben, sondern auch sich selbst gönnte er nicht das Notwendigste.

Es ist gewißlich wahr, wenn ich mir nicht mit meiner Schlauheit und meinen listigen Streichen

zu helfen gewußt hätte, so wäre ich oftmals Hungers gestorben; aber trotz aller seiner Klugheit und Verschlagenheit wußte ich ihn doch derart anzuführen, daß immer oder doch meistens der beste und größte Teil mir zufiel. Zu diesem Zwecke spielte ich ihm verteufelte Possen, von denen ich einige erzählen will, obgleich nicht alle zu meinem Vorteil ausfielen.

Er trug das Brot und alles übrige in einem leinenen Sacke, dessen Mündung mit einem eisernen Ring eingefaßt und mit einem Vorhängschloß versperrt war, und wenn er die Sachen hineinthat und herausnahm, so gab er so genau acht, und zählte so sorgfältig nach, daß ihn die ganze Welt nicht um eine Brosame hätte betrügen können. Ich aber nahm den elenden Brocken, den er mir gab, und verschlang denselben in nicht mehr als zwei Bissen. Dann, wenn er den Sack geschlossen hatte und beruhigt dachte, ich sei mit anderem beschäftigt, trennte ich an der Seite die Naht ein wenig auf, die ich dann später wieder zunähte, und ließ dem geizigen Sacke zur Ader, indem ich Brot in großen Stücken, Speckschnitten und Würste herausnahm. So wußte ich den passenden Augenblick wahrzunehmen, um nicht sowohl meine Gier, als die dringende Notdurft zu befriedigen, die mich der Blinde dulden ließ.

Alles, was ich ihm unterschlagen und stehlen konnte, trug ich in halben Batzen bei mir, und wenn man ihm Gebete zu sprechen befahl und ihm einen Batzen gab, konnte er, der nichts sah, die Hand nicht so bald danach ausstrecken, daß ich denselben nicht schon in den Mund gesteckt und gegen den halben, so rasch der Blinde auch seine Hand ausstrecken mochte, eingewechselt und somit der Hälfte seines Wertes beraubt hätte. Der böse Blinde beklagte sich wohl, denn am Griffe merkte er dann, daß es kein ganzer Batzen war, und er sagte: „Wie zum Teufel kommt es, daß man mir, seitdem du bei mir bist, nur noch halbe Batzen gibt, statt wie zuvor ganze und manchmal sogar noch mehr? Du mußt an diesem Unglücke schuld sein.“ Er kürzte denn auch seine Gebete ab und sprach die zweite Hälfte derselben nicht mehr, da er mir aufgetragen hatte, ihn, wenn derjenige, der das Gebet befohlen, weggegangen sei, an seinem Mantel zu zupfen. So that ich denn auch. Dann aber fing er von neuem zu rufen an, wie die Blinden pflegen, man solle dieses oder jenes Gebet bei ihm bestellen.

Wenn wir aßen, pflegte er einen Weinkrug neben sich zu stellen; diesen erwischte ich gar geschwind, gab ihm ein paar stumme Küsse und stellte ihn wieder an seinen Platz. Aber es dauerte nicht

lange, bis er beim Trinken den Abgang merkte. Um sich seinen Wein zu sichern, gab er nun den Krug nie mehr aus der Hand, sondern hielt ihn beim Henkel fest. Aber der Magnet zieht nicht so fest das Eisen an sich, als ich den Wein mit einem Strohhalme, den ich zu diesem Zwecke hergerichtet hatte. Diesen steckte ich in den Hals des Kruges und that mir gütlich, indem ich den Wein einsog. Aber da der Halunke so verschlagen war, muß er mich einmal saugen gehört haben, und von da an änderte er sein Verfahren, nahm seinen Krug zwischen die Beine, deckte seine Hand darüber und trank so in Sicherheit. Ich aber, der ich schon an den Wein gewöhnt war, hätte mein Leben für denselben gelassen; und da ich sah, daß mir der Strohhalm nichts mehr nützen konnte, kam ich auf den Gedanken, in den Boden ein Löchlein zu machen und dasselbe mit einem Wachsklümpchen zu verstopfen. Und zur Essenszeit stellte ich mich, als friere mich, und ich schmiegte mich zwischen seine Beine, als wollte ich mich an dem ärmlichen Gluthäfelchen wärmen, an dessen Hitze dann das bißchen Wachs schmolz, so daß das Brünnlein mir in den Mund herab rann, den ich so dazu hielt, daß nicht ein Tröpfchen daneben ging. Wenn nun der Aermste wieder trinken wollte, fand er nichts mehr: er ent-

setzte sich darob, fluchte, wünschte den Krug und den Wein zum Teufel und wußte nicht, wie dies zugehe. „Ihr könnt nicht behaupten, Alterchen,“ sagte ich, „daß ich den Krug austrinke; Ihr gebt ihn ja nicht aus der Hand.“ Er aber drehte und betastete den Krug so oft, daß er endlich das Löchlein fand und meine List entdeckte. Aber er stellte sich, als ob er nichts gemerkt hätte. Des andern Tags, als ich, wie gewohnt, meinen rinnenden Krug hielt und nichts davon ahnte, welches Unglück mir beschieden war, noch daß der Blinde mein Treiben merkte, setzte ich mich nach meiner Gewohnheit, um die süßen Tropfen aufzufangen, und kehrte das Gesicht dem Himmel zu, die Augen halb geschlossen, um desto besser das köstliche Naß zu genießen. Da merkte der verdammte Blinde, daß der rechte Augenblick gekommen sei, sich an mir zu rächen; er hob mit beiden Händen den süßen, für mich bald so bitteren Krug in die Höhe und stieß ihn mit voller Kraft auf meinen Mund hernieder, so daß es dem armen Lazaro, der an nichts derartiges dachte, sondern, wie sonst, sorglos und vergnüglich dasaß, in der That schien, als sei der Himmel mit seinem ganzen Inhalt auf mich herabgestürzt. Der Stoß war so furchtbar, daß er mich ganz betäubte und der Besinnung beraubte;

der Krug ging in Scherben und diese drangen mir in das Gesicht ein und zerrissen mir dasselbe an mehreren Stellen; auch wurden mir dabei die Zähne ausgestoßen, die mir noch heutigestags fehlen.

Von dieser Stunde an war mir der böse Blinde verhaßt; und obwohl er mir schön that, mir gute Bissen gab und mich pflegte, merkte ich wohl, daß er sich über meine grausame Züchtigung freute. Er wusch mir die Wunden, die er mir mit den Scherben des Krugs beigebracht, mit Wein und sagte lächelnd: „Siehst du, Lazaro, das, was dich krank machte, heilt dich und macht dich gesund.“ Noch andere Witze machte er, die nicht nach meinem Geschmacke waren.

Sobald ich halbwegs von meinem Schaden und meinen Wunden geheilt war, überlegte ich mir, daß der grausame Blinde bei Wiederholung ähnlicher Streiche mich verlassen werde, und so wollte ich ihm zuvorkommen; aber ich beeilte mich damit nicht, um den Plan mit mehr Sicherheit ausführen zu können.

Wenn ich mich auch am Ende beruhigt und ihm den Schlag mit dem Kruge verziehen hätte, so gestattete dies doch die schlechte Behandlung nicht, die mir der böse Blinde seitdem angedeihen ließ, denn ohne alle Ursache stieß, schlug und raufte er mich. Und wenn einer ihn fragte, warum er mich so

schlecht behandle, dann erzählte er die Geschichte vom Krug und sprach: „Glaubt Ihr, dieser mein Junge sei unschuldig? Hört nur, ob der Teufel selbst ein ähnliches Gaunerstück ersinnen könnte!“ Diejenigen, welche ihm zuhörten, bekreuzten sich dann und sagten: „Da seht einmal, wer hätte bei einem so kleinen Burschen an eine solche Verdorbenheit gedacht?“ Und sie lachten über meinen pfiffigen Streich und sagten zu ihm: „Züchtigt ihn, züchtigt ihn, Gott wird es Euch lohnen!“ und hieran ließ er es denn auch nicht fehlen.

Dafür leitete ich ihn auch immer auf den schlechtesten Wegen, und wenn ich ihn nur ärgern und beschädigen konnte, mußte er mir, wenn es Steine gab, über dieselben, wenn Kot dalag, mitten hindurch, und wenn auch ich selber nicht aufs beste dabei fuhr, so hätte ich doch gern ein Auge gelassen, um nur ihn, der keines hatte, um beide zu bringen. Er griff mir immer nach dem Hinterkopfe, der von seinen Fäusten voll Beulen und ganz haarlos wurde; und wenn ich ihm auch beteuerte, daß ich es nicht aus Bosheit thue, sondern weil ich keinen besseren Weg finde, so half es mir doch nichts, und er glaubte mir nicht; denn der Bösewicht war allzu gescheit und verschlagen.

Und damit der geneigte Leser ermesse, wie weit

der Verstand dieses verschmitzten Blinden reichte, will ich von vielen Fällen, die ich mit ihm erlebte, nur einen erzählen, der, wie mir scheint, seine große Verschlagenheit erkennen läßt. Als wir Salamanca verließen, wollte er sich ins Toledanische begeben, wo, wie er sagte, reichere, wenn auch nicht sehr mildthätige Leute wohnten. Er folgte eben dem Sprichworte: „Der Harte gibt mehr als der Nackte“. Wir wanderten also auf diesem Wege durch die besten Ortschaften. Wo wir gut aufgenommen und beschenkt wurden, verblieben wir länger, wo nicht, schnürten wir am dritten Tag unser Bündel. Eines Tages nun kamen wir zu einem Dorfe mit Namen Almoroz; es war zur Zeit der Weinlese, und ein Bauer gab ihm als Almosen eine Traube; und da dieselben meist schon in den Körben übel mitgenommen worden, die Traube auch schon so reif war, daß die Beeren sich in der Hand loslösten und jedenfalls, wenn er sie in den Sack gesteckt hätte, zu Most geworden wären und alles, was mit ihnen in Berührung kam, naß gemacht hätten, so beschloß er, ein Festessen zu veranstalten, weil er wie gesagt die Traube nicht forttragen konnte und auch mich zufriedenstellen wollte, nachdem er mir den Tag über viele Fußtritte und Püffe gegeben hatte. Wir setzten uns denn an einem Raine

nieder und er sagte: „Ich will jetzt freigebig gegen dich sein; wir wollen diese Traube miteinander verzehren und du sollst so viel davon haben wie ich; wir werden so teilen: du nimmst eine Beere und ich eine, du versprichst mir aber, daß du jedesmal nur eine einzige nimmst, und ich werde es ebenso halten, bis wir damit fertig sind, und auf diese Art wird keiner übervorteilt werden.“ Nach dieser Verabredung beginnen wir. Aber schon beim zweiten Mal änderte der Verräter den Plan und begann, je zwei Beeren zu nehmen, weil er wohl dachte, ich werde das Gleiche thun. Wie ich nun sah, daß er den Vertrag brach, begnügte ich mich nicht damit, gleichen Schritt mit ihm zu halten, sondern nahm sogar, statt bloß zwei, drei und drei Beeren und verschlang so viel ich nur konnte. Als die Traube aufgezehrt war, hielt er den Kamm eine Zeitlang in der Hand, schüttelte den Kopf und sprach: „Lazaro, du hast mich angeführt; ich könnte Gott zum Zeugen nehmen, daß du die Beeren zu drei auf einmal gegessen hast.“ „Nein,“ sagte ich, „warum hegt Ihr diesen Verdacht?“ Der verschmitzte Blinde erwiderte: „Weißt du, woran ich sehe, daß du sie zu drei und drei gegessen hast? Daran, daß ich sie zu zwei und zwei aß und du dazu schwiegst.“

Ich mußte heimlich lachen, und so jung ich noch war, prägte ich mir die verständige Bemerkung des Blinden wohl ein.

Um jedoch nicht zu weitschweifig zu werden, will ich unterlassen, viele andere ebenso lustige als merkwürdige Vorfälle zu berichten, die ich mit diesem meinem ersten Herrn erlebte, und zum Schlusse nur noch folgenden Vorfall erzählen. Wir waren gerade zu Escalona, einer Stadt, die dem Herzoge gleichen Namens[1] gehört, in einer Herberge, als mir der Blinde ein Stück Wurst zum Braten gab. Und als diese schon gebraten war und der Blinde das mit dem Wurstfette betropfte, geröstete Brot gegessen hatte, nahm er einen doppelten Batzen aus der Tasche und hieß mich Wein im Wirtshause holen. Nun stellte mir der Teufel die Gelegenheit vor Augen, die, wie es heißt, den Dieb macht; es war dies nahe beim Feuer eine kleine, dicke und verwelkte Rübe, welche man dahin geworfen hatte, weil sie nicht mehr für den Topf dienen konnte.

Und da im Augenblicke niemand außer ihm und mir anwesend und mir keine geringe Eßlust gekommen war durch den lieblichen Geruch der Wurst, mit dem allein ich, wie ich wußte, mich

[1] Die Mendozas besaßen auch diesen Titel.

hätte begnügen müssen, so bedachte ich nicht mehr, was mir in der Folge begegnen könnte, setzte alle Furcht hintan, um lediglich mein Verlangen zu befriedigen, und nahm, während der Blinde das Geld in der Tasche suchte, die Wurst und steckte geschwind die Rübe an den Bratspieß, den mein Herr, nachdem er mir das Geld für den Wein gegeben, ergriff und am Feuer umzudrehen begann, indem er braten wollte, was dem Gesottenwerden, als dessen unwürdig, entgangen war. Ich lief um den Wein und verschlang unterwegs die Wurst, und bei meiner Rückkehr fand ich den verdammten Blinden, wie er die Rübe, die er noch nicht mit den Händen betastet und erkannt hatte, zwischen zwei Brotschnitten gedrückt hielt. Wie er nun in die Schnitten biß und glaubte, er werde ein Stück Wurst mitkriegen, erwischte er zu seiner Enttäuschung bloß die armselige Rübe; er geriet in Wut und sagte: „Was ist das, Lazarillo?“ „Ich Unglücklicher,“ sagte ich, „wollt Ihr mir wieder etwas zur Last legen? Komme ich denn nicht eben vom Weinholen zurück? Es muß jemand dagewesen sein und Euch diesen Possen gespielt haben.“ „Nein, nein,“ sagte er, „das ist nicht möglich, ich habe ja den Bratspieß nicht aus der Hand gelassen.“ Ich schwor aufs neue und beteuerte meine Unschuld an der

betrügerischen Verwechselung; allein es nützte mir wenig, denn nichts entging der Verschlagenheit des verwünschten Blinden. Er stand auf und faßte mich beim Kopfe und beroch mich, und da er wie ein guter Spürhund den Atem spüren wollte, um sich besser von der Wahrheit zu überzeugen, und von Zorn erfüllt war, riß er mich mit den Händen an sich, sperrte mir den Mund weit auf und steckte mir plötzlich seine lange und spitzige Nase, die durch den augenblicklichen Aerger noch eine Spanne länger war als sonst, hinein, so daß mir ihre Spitze bis an das Zäpfchen reichte. Dadurch und durch die große Angst, die ich hatte, durch den Umstand, daß sich in der kurzen Zeit die Wurst noch nicht in dem Magen hatte setzen können, und hauptsächlich durch den Ekel vor der häßlichen Nase, die mich fast erstickte, durch alles dies zusammen kam die Wahrheit und meine Gefräßigkeit an den Tag und seinem Herrn wurde sein Eigentum zurückgestellt, denn bevor der böse Blinde seinen Rüssel aus meinem Munde ziehen konnte, wurde mein Magen so angegriffen, daß er das Gestohlene auf denselben ausspie, und seine Nase und die schlecht gekaute Wurst zugleich meinen Mund verließen. Großer Gott, wäre ich doch zu dieser Stunde schon unter der Erde gewesen, halb tot war ich ja schon! So

groß war die Wut des verteufelten Blinden, daß er mir gewiß das Leben genommen hätte, wenn nicht die Leute auf mein Geschrei herbeigekommen wären.

Sie rissen mich aus seinen Händen, in denen er die Ueberbleibsel meiner Haare hielt; mein Gesicht war von seinen Nägeln zerkratzt, Nacken und Kehle zerschunden, und solches hatte letztere auch verdient, denn durch ihre Schändlichkeit kamen solche Heimsuchungen über mich. Der böse Blinde erzählte allen, die herbeikamen, meine Unglücksfälle und berichtete immer wieder aufs neue außer der gegenwärtigen Geschichte auch noch die von dem Krug und der Traube. Darob entstand ein so großes allgemeines Gelächter, daß alle Vorübergehenden eintraten, um an der Lust teilzunehmen. Ja, der Blinde erzählte meine Thaten so anmutig und witzig, daß es mir, obwohl ich übel zugerichtet und weinend da stand, ungerecht vorgekommen wäre, nicht darüber zu lachen.

Inzwischen kam mir, da er mich so verhöhnte, in den Sinn, daß es eine Schwäche und Feigheit von mir gewesen war, daß ich ihm nicht die Nase abgebissen hatte. Denn Zeit genug hätte ich dazu gehabt, da sie sich schon halbwegs befand und ich sie, wenn ich nur meine Zähne zusammendrückte,

bei mir hätte behalten können, und da sie von diesem Bösewichte herkam, so hätte sie auch mein Magen besser bei sich behalten als die Wurst, und ich hätte, da sie nicht mehr zum Vorschein gekommen wäre, bei der Untersuchung die That leugnen können. Wollte Gott, ich hätte es gethan, es hätte doch nichts an meiner Lage geändert. Die Wirtin und die Anwesenden versöhnten uns wieder und wuschen mir mit dem Weine, den ich geholt hatte, Gesicht und Hals, worüber der böse Blinde witzelte: „Der Junge braucht wahrhaftig in einem Jahre mehr Wein zum Waschen, als ich in zwei zum Trinken. Wenigstens bist du, Lazaro, dem Weine mehr schuldig als deinem Vater, denn dieser gab dir nur einmal, der Wein tausendmal das Leben.“ Und dann erzählte er, wie oft er mich blutig geschlagen und mir das Gesicht zerrissen und mich sodann mit Wein geheilt habe. „Ja,“ sagte er, „wenn je ein Mensch durch Wein glücklich werden kann, so wirst du es sein.“ Und wie ich auch ergrimmt sein mochte, so lachten wieder alle herzlich, die mich wuschen.

Aber die Weissagung des Blinden war keine falsche, denn oftmals muß ich dieses Menschen gedenken, der zweifelsohne einen prophetischen Geist hatte, und es reut mich der viele Verdruß, den

ich ihm bereitete, obgleich ich genug dafür zu büßen hatte, wenn ich bedenke, daß, was er mir damals sagte, sich an mir so vollständig bewährte, wie der geneigte Leser später erfahren wird.

In anbetracht alles schon Angeführten und der bösen Streiche, die mir der Blinde spielte, faßte ich den festen Entschluß, ihn zu verlassen. Und da ich mich schon mit diesem Gedanken und Entschlusse trug, so war ich durch dieses letzte Spiel, das er mit mir getrieben, in meinem Vorhaben nur noch bestärkt worden. Dieses aber führte ich in folgender Weise aus. Wir gingen durch die Stadt, um Almosen zu sammeln, und es hatte in der Nacht zuvor stark geregnet. Und da es am Tage fortregnete, so ging er, damit wir nicht naß wurden, unter den Bogengängen der Stadt betend hin und her. Als aber die Nacht kam und der Regen nicht aufhörte, sagte mir der Blinde: „Lazaro, dieser Regen ist sehr hartnäckig und er wird um so heftiger, je mehr die Nacht heranrückt; wir wollen beizeiten die Herberge aufsuchen.“

Auf dem Wege dahin mußten wir nun einen Bach durchschreiten, der durch den Regen angeschwollen war. Ich sagte zu ihm: „Vetter, der Bach ist sehr breit geworden; aber wenn Ihr wollt, so will ich nachsehen, wo wir trockenen Fußes hin-

über können, denn weiter unten wird er viel schmäler und wir können, ohne uns naß zu machen, hinüber springen." Mein Rat gefiel ihm gut und er sagte: „Du bist verständig und darum liebe ich dich sehr, bringe mich an die Stelle, wo der Bach schmäler wird; es ist jetzt Winter und das Wasser taugt nichts und noch schlimmer sind nasse Füße."

Als ich die Gelegenheit, meinen Wunsch zu erfüllen sah, holte ich ihn aus den Bogengängen hervor und stellte ihn gegenüber einer Steinsäule, welche sich dort befand und auf welcher, wie auf andern ähnlichen, Vorsprünge von Häusern ruhten, und sagte zu ihm: „Vetter, hier ist die schmälste Stelle des Baches." Da es heftig regnete und der Aermste naß wurde und wir Eile hatten, aus dem Regen zu kommen, der auf uns herabgoß, hauptsächlich aber da ihn Gott verblendete, um mir zu meiner Rache zu verhelfen, so glaubte er mir und sagte: „Stelle mich richtig und springe zuerst über den Bach!" Ich stellte ihn gerade der Säule gegenüber, springe und stelle mich hinter die Säule, wie einer, der dem Stoß eines Stieres ausweichen will, und dann sagte ich zu ihm: „Auf, springt, so weit Ihr könnt, damit Ihr nicht in das Wasser tretet!" Kaum hatte ich dies gesagt, so wiegt sich der arme Blinde wie ein Bock und nimmt, um

besser zu springen, einen Schritt zurückgehend aus Leibeskräften einen Anlauf und stößt mit dem Kopf an den Pfeiler, daß es wie von einem großen Kürbis schallte, und stürzte dann rücklings zu Boden, wie tot und mit zerschlagenem Schädel.

„Wie, du hast die Wurst gerochen und nicht den Pfeiler? Rieche, rieche doch!“ mit diesen Worten überließ ich ihn den Händen der vielen Leute, die herbei liefen, ihm zu helfen, und trabte dem Stadtthore zu und kam, bevor es Nacht wurde, in Torrijos an. Was weiter mit dem Blinden wurde, erfuhr ich nie und suchte ich auch nicht zu erfahren.

Zweites Hauptstück.

Wie Lazaro sich einem Geistlichen verdingte und was er mit ihm erlebte.

Andern Tags begab ich mich, da ich mich in Torrijos nicht sicher fühlte, nach einem Orte, der Maqueda hieß. Dort wurde ich, zur Strafe für meine Sünden, mit einem Geistlichen bekannt, der mich, als ich ihn um ein Almosen bat, fragte, ob ich ihm bei der Messe helfen könne. Ich sagte „ja“, der Wahrheit gemäß, denn der heillose Blinde hatte mich zwar mißhandelt, aber auch viele gute Dinge gelehrt, worunter auch das Dienen bei der Messe.

Schließlich nahm mich der Geistliche als Diener auf und ich kam aus dem Regen in die Traufe; denn der Blinde war, mit diesem verglichen, ein Alexander der Große, obgleich er, wie ich erzählt habe, der leibhaftige Geiz war. Ich brauche nicht mehr zu sagen, als daß die Filzigkeit der ganzen Welt in diesem Manne vereinigt war, und ich weiß nur nicht, ob dieselbe in seinem eigenen Wesen lag,

oder ob er sie mit dem geistlichen Gewande sich angeeignet hatte. Er besaß eine alte Truhe, mit einem Schlüssel verschließbar, den er mit einer Schlinge an seinen Rock geknüpft trug. Und wenn das geweihte Brot aus der Kirche kam, so steckte er es rasch in die Truhe und schloß diese wieder sorgfältig zu. Im ganzen Hause aber fand sich nichts zu essen, wie sonst in anderen Häusern, etwa ein in den Rauch gehängter Speck oder ein Käse auf einem Tisch oder im Schranke, oder ein Körbchen mit Brotstücken, die vom Essen übrig geblieben, was mich, wenn ich auch sonst nichts davon genossen hätte, wenigstens durch den Anblick getröstet haben würde.

Nur ein Bündel Zwiebel hing in einer wohlverschlossenen Bodenkammer des Hauses. Von diesen bekam ich eine als Unterhalt für vier Tage. Und wenn ich ihn um den Schlüssel bat, sie zu holen, und es war gerade jemand anwesend, so langte er nach seiner Brusttasche, nahm ihn mit großer Umständlichkeit heraus und gab mir ihn mit den Worten: „Da, nimm ihn und bringe mir ihn dann wieder zurück und denke nicht immer ans Naschen!“ Als ob in der Kammer alles Eingemachte von Valencia gewesen wäre! Und doch war daselbst nichts als die elenden Zwiebel, die an einem Nagel

hingen und die er so genau abgezählt hatte, daß es mir teuer zu stehen gekommen wäre, wenn ich eine einzige über mein Gesatz genommen hätte. Schließlich starb ich schier vor Hunger. Dabei war er mit sich selber weit barmherziger als mit mir. Fünf Kreuzer Fleisch war sein Gesatz für Mittag- und Abendessen. Von der Suppe gab er mir zwar etwas, aber vom Fleische gar nichts, und ich hätte Gott gedankt, wenn er mir vom Brote nur wenigstens die Hälfte gegeben hätte.

Am Samstag ißt man in jenen Gegenden Hammelskopf, und mein Herr ließ mich einen solchen für drei Kreuzer holen. Diesen kochte er und dann aß er die Augen, die Zunge, das Hirn und das Fleisch an den Kinnbeinen und gab mir dann die ganz abgenagten Knochen auf einem Teller mit den Worten: „Nimm, iß und thue dir gütlich; dir gehört ja die Welt; du lebst herrlicher als der Papst!" — „Möge dir Gott ein Gleiches bescheren!" sprach ich bei mir selbst.

Nach Verlauf von drei Wochen, die ich bei ihm war, fühlte ich mich so schwach, daß ich mich vor lauter Hunger kaum auf den Beinen halten konnte. Und ich sah mich deutlich auf dem Wege zum Grabe, wenn Gott und mein Verstand mir nicht hülfen. Um aber meine Kunstgriffe anzuwenden, fand ich

keine Gelegenheit; ich konnte ihn ja nicht springen lassen (wie meinen früheren Herrn), und wenn es möglich gewesen wäre, so konnte ich ihn doch nicht blind machen, wie jener war, dem Gott seine Sünden vergebe, falls er an seiner Kopfwunde starb. Jener, obgleich sehr schlau, konnte, da ihm der kostbare Sinn fehlte, nicht merken, was ich mit ihm vorhatte. Aber dieser neue Herr hatte ein so scharfes Auge wie kein zweiter.

Wenn wir beim Offertorium angekommen waren, so fiel kein Pfennig in das Opferbecken, den er sich nicht gemerkt hätte. Ein Auge richtete er auf die Leute und das andere auf meine Hände; die Augen liefen ihm im Kopfe hin und her, wie wenn sie von Quecksilber gewesen wären; er hatte stets genau nachgezählt, wie viele Pfennige geopfert wurden, und wenn die Opferung vorbei war, nahm er mir das Becken ab und stellte es auf den Altar. So war ich nicht im stande, ihm einen Pfennig zu entwenden während der ganzen Zeit, da ich bei ihm lebte oder vielmehr starb.

Aus der Schenke durfte ich ihm nie für einen Pfennig Wein holen, sondern den wenigen, den er von der Opferung in seiner Truhe aufbewahrt hatte, teilte er so ein, daß er ihm für die ganze Woche reichte, und um seinen schmutzigen Geiz zu be-

mänteln, sagte er mir: „Siehe, mein Junge, die Priester müssen in ihrem Essen und Trinken sehr mäßig sein und deshalb begehe ich keine Ausschweifungen wie andere.“ Aber der Geizhals log schamlos, denn bei Festmahlen von Brüderschaften und bei Leichenbegängnissen, wo es auf fremde Kosten ging, aß er wie ein Wolf und trank er wie ein Kirchweihmusikant.

Und weil ich schon von Leichenbegängnissen sprach, so möge mir Gott verzeihen, aber ich war nie ein Feind des Menschengeschlechtes als damals, weil wir dabei gut aßen und man mich vollstopfte. So wünschte ich denn und bat Gott, jeden Tag einen Menschen sterben zu lassen. Und wenn wir den Kranken die Sakramente verabreichten, insbesondere die letzte Oelung, und der Geistliche die Anwesenden zum Gebet aufforderte, so war ich gewiß nicht der letzte im Beten, und von ganzem Herzen und in voller Aufrichtigkeit bat ich den Herrn, nicht etwa, dem Spruche nach, es, wie er wolle, mit dem Kranken zu schicken, sondern denselben aus dieser Welt abzurufen. Und wenn einer von den Kranken davon kam, so möge mir Gott verzeihen, aber ich wünschte ihn tausendfach zum Teufel, wogegen ich demjenigen, der starb, ebensoviele Segenswünsche nachsandte.

Die ganze Zeit jedoch, die ich dort war, ungefähr ein halbes Jahr, starben bloß zwanzig Personen, und diese, glaube ich, durch meine Schuld oder vielmehr auf mein Bitten. Denn da der Herr mich in fortwährender Hungersnot und Todesgefahr sah, beliebte es ihm wohl, sie sterben zu lassen, um mir das Leben zu fristen. Aber für den Augenblick schien es, als gebe es für mich keine Rettung, denn wenn ich an dem Tage, da wir einen bestatteten, mich des Lebens freute, so verspürte ich's um so empfindlicher, wenn ich an den Tagen, da es keine Leiche gab, nachdem ich eben noch im Ueberflusse geschwelgt, wieder wie gewöhnlich am Hungertuche nagen mußte. So war denn mein einziger Trost der Tod, den ich manchmal auch für mich, wie für die anderen herbeiwünschte; aber er wollte mir nicht erscheinen, obgleich er mir im Genicke saß.

Mehr als einmal dachte ich daran, diesen geizigen Herrn zu verlassen, aber ich hatte einen doppelten Grund, dies doch nicht zu thun. Erstlich konnte ich mich nicht auf meine Beine verlassen wegen der großen Schwäche, die durch den Hunger über mich gekommen. Und dann dachte und sprach ich bei mir selbst: „Ich habe jetzt zwei Herren gehabt; der erste hat mich durch Hunger dem Tode

nahe gebracht und als ich ihn verlassen, stieß ich auf diesen anderen, der mich durch Hunger schon ins Grab steigen ließ; wenn ich nun auch diesen verlasse und mit einem noch ärgeren zusammentreffe, was bleibt mir dann noch übrig, als wirklich zu sterben?" So hatte ich denn nicht das Herz, etwas zu unternehmen, weil ich überzeugt war, daß jede weitere Stufe mich nur zu noch größerem Elende führen und, wenn ich noch tiefer stiege, niemand auf der Welt mehr von Lazaro sprechen oder hören würde.

Während ich nun in solcher Not war, mit welcher der Herr jeden guten Christen verschonen möge, und mir keinen Rat wußte, vielmehr nur sah, wie es mit mir immer mehr bergab ging, kam eines Tages, da gerade mein elender, böser und geiziger Herr ausgegangen war, zufällig vor meine Thür ein Kesselflicker, der wohl von Gott selbst in solcher Verkleidung als Engel zu mir gesandt war. Er fragte mich, ob ich etwas auszubessern habe. „An mir selber gäbe es für Euch genug zu thun und es wäre ein Meisterstück, wenn Ihr mir helfen würdet," sprach ich zu mir, ohne daß er es hören konnte, aber da ich keine Zeit mit Scherzen verlieren konnte, so sagte ich ihm, vom heiligen Geist erleuchtet: „Gevatter, ich habe den Schlüssel zu jener

Truhe verloren und fürchte, mein Herr werde mich dafür prügeln, so schaut denn um Gotteswillen, ob unter den Schlüsseln, die Ihr da habt, nicht ein passender ist; ich werde Euch gern dafür bezahlen." Der von Gott gesandte Kesselflicker begann einen Schlüssel nach dem andern von dem Bunde zu versuchen, den er trug, und ich stand ihm mit meinem schwachen Gebete bei, als ich, ehe ich mich dessen versah, in Gestalt von Broten, wie man sagt, Gottes Angesicht selbst in der Truhe erblickte. Nachdem diese geöffnet war, sagte ich zu ihm: „Ich kann Euch kein Geld für den Schlüssel geben, aber greift hier zu, um Euch bezahlt zu machen." Er nahm denn ein Stück heraus, das ihm das beste schien, gab mir den Schlüssel und ging vergnügt von dannen. Ich aber blieb noch vergnügter zurück; aber vorläufig rührte ich nichts an, damit man den Abgang nicht merke und auch, weil nun ein so großer Schatz in meiner Gewalt war, daß es mir schien, als ob sich der Hunger nicht mehr an mich heranwagen könne. Mein hungerleidiger Herr kam heim, gottlob aber schaute er nicht nach dem Brote, das der Engel von einem Kesselflicker mitgenommen hatte.

Ich schließe anderen Tags, nachdem er das Haus verlassen, mein Brotparadies auf und fasse

mit Händen und Zähnen ein Stück und lasse es in der Zeit von zwei Vaterunsern verschwinden. Dann vergaß ich nicht, die Truhe wieder zu schließen, machte mich in frohester Stimmung daran, das Haus auszukehren, und lebte im Glauben, jetzt das Mittel entdeckt zu haben, mein trauriges Leben zu ändern. So war ich denn diesen und den folgenden Tag recht gut aufgelegt; aber es stand nicht in den Sternen geschrieben, daß dieses Wohlleben lange dauern sollte, denn am dritten Tage brach das Unheil über mich herein wie das dreitägige Fieber. Ich sah nämlich, wie zu ungewohnter Stunde mein Peiniger die Brote hin und her drehte, zählte und wieder zählte. Ich spielte den Unschuldigen und flehte nur in heimlichem Gebete: „Heiliger Johannes, schlage ihn mit Blindheit!“ Er sprach sodann, nachdem er lange nachgedacht und die Tage an den Fingern nachgezählt hatte: „Wenn diese Truhe nicht so wohl verwahrt wäre, so möchte ich sagen, man habe mir Brote aus derselben genommen; aber von heute an will ich, nur um jeden Verdacht auszuschließen, genaue Rechnung führen; neun Brote sind da und ein einzelnes Stück.“ — „Gott strafe dich,“ sagte ich bei mir, denn mir schien das, was er sagte, wie ein Pfeil durch das Herz zu gehen, und mein Magen

fing an, vor Hunger zu rumoren, da ich mich wieder auf die alte Kost gesetzt sah.

Sowie mein Herr ausgegangen war, öffnete ich, um mich zu trösten, die Truhe, und wie ich das Brot sah, kniete ich davor nieder und wagte es nicht zu nehmen. Ich zählte die Stücke, ob sich der Geizhals nicht doch vielleicht geirrt hätte, fand aber seine Rechnung richtiger als ich wünschte. Das einzige, was ich thun konnte, war, die Brote tausendmal zu küssen, und dann schnitt ich, so fein ich nur konnte, unmittelbar beim Anschnitt von der Kruste etwas ab und damit hielt ich diesen Tag aus, freilich nicht so vergnügt, wie zuvor. Da aber mein Hunger wuchs und noch mehr, da mein Magen sich in jenen zwei oder drei Tagen an mehr Brot gewöhnt hatte, so fühlte ich mich dem Hungertode nahe, um so mehr, als ich nichts anderes mehr that, als, wenn ich mich allein sah, die Truhe auf- und zuzumachen und, wie die Kinder zu sagen pflegen, in diesen Broten das Angesicht Gottes zu betrachten.

Aber der Gott, der den Elenden hilft, brachte mir, als er mich in solcher Not sah, ein Mittelchen in den Sinn und ich dachte nach reiflicher Ueberlegung: „Diese Truhe ist alt, groß und morsch und hat an einzelnen Stellen kleine Löchlein; man könnte

denken, Mäuse schlüpften hinein und griffen das Brot an; dieses ganz zu stehlen, geht nicht an, denn er, der mir so viel abgehen läßt, würde den Abgang merken; das aber geht wohl" — und ich beginne das Brot über einigen schlechten Tischdecken, die da waren, abzukratzen, nehme eins heraus und lasse ein anderes, so daß ich von dreien oder vieren jedesmal ein bißchen abkratzte; dann aß ich es wie Anis auf und half mir hiermit ein wenig. Mein Herr aber sah alsbald, als er zum Essen nach Hause kam und die Truhe öffnete, den Schaden und glaubte ohne Zweifel, derselbe rühre von den Mäusen her, denn ich hatte genau nachgemacht, wie diese es zu machen pflegen.

Er betrachtete die ganze Truhe von hinten und vorn und sah die Löchlein, durch welche, wie er vermutete, die Mäuse eingedrungen sein mußten. Er rief mich und sagte: „Lazaro, sieh, wie sie heute nacht unserem Brote nachgestellt haben!" Ich that sehr verwundert und fragte ihn, wer das gethan haben möge. „Wer wird's gethan haben?" sagte er, „Mäuse, welche uns alles wegfressen." Wir setzten uns dann zum Essen und Gott fügte es, daß sogar dies zu meinem Wohle ausschlug und daß ich mehr Brot bekam als das elende bißchen, das er mir zu geben pflegte; denn er schnitt mit einem Messer

alles heraus, was er von den Mäusen angenagt glaubte, und sagte zu mir: „Iß das, die Maus ist ja ein reinliches Wesen!“ Und so erhielt ich denn diesen Tag als Zugabe, was ich mit meinen Händen oder vielmehr mit meinen Nägeln geschaffen, und wir beschlossen hiermit unser Essen, wenn man dies von etwas sagen kann, was eigentlich nie recht anfing.

Dann aber befiel mich ein neuer Schrecken, als ich sah, wie er rastlos hin und her ging, Nägel aus den Wänden zog und Brettchen suchte, mit denen er alle Löcher der alten Truhe vernagelte und verschloß. „Du lieber Gott,“ sagte ich da, „welchem Elend, welchen Gefahren und welchem Unglück sind die Sterblichen ausgesetzt, und wie kurz nur dauern die Freuden unseres mühseligen Lebens! Da dachte ich schon, mit diesem ärmlichen Mittel Hilfe und Trost für mein Elend gefunden zu haben und war voll Freude und Zuversicht; aber mein Unglück hat es nicht gewollt, sondern meinem geizigen Herrn ein Licht aufgesteckt und ihn zu größerem Fleiß angespornt, als er von Natur hatte (denn sonst fehlt es den Elenden meistens hieran nicht), und nun verschließt er mit den Löchern der Truhe das Thor für meinen Trost und öffnet dasjenige für meine Pein.“

So klagte ich; inzwischen vollendete mein fleißiger Zimmermann mit vielen Nägeln und Brettchen sein Werk und sprach: „Jetzt, ihr diebischen Mäuse, müßt ihr auf etwas anderes verfallen, denn mit dem bösen Holz in diesem Hause werdet ihr nicht fertig!“ Sobald er weg war, besah ich das Werk und fand, daß er an der alten, elenden Truhe kein Loch gelassen, durch das auch nur eine Fliege hätte eindringen können. Ich öffne sie mit meinem jetzt unnützen Schlüssel, ohne Hoffnung, etwas davon zu haben. Aber als ich die zwei oder drei angebrochenen Brote sah, die mein Herr von den Mäusen angenagt glaubte, riß ich doch noch ein klein bißchen von ihnen ab, indem ich ganz leicht daran tupfte, wie etwa ein geschickter Fechter thut, denn die Not ist ja eine gute Lehrerin.

Da ich aber stets in so großer Not war, dachte ich Tag und Nacht über die Mittel nach, mein Leben zu erhalten, und ich glaube, daß mich der Hunger geradezu erleuchtete, um mich auf die finsteren Pläne zu bringen, die mir halfen, heißt es doch, der Hunger schärfe den Geist, das Wohlleben dagegen stumpfe ihn ab. So war es jedenfalls bei mir. Als ich denn in einer Nacht schlaflos dalag und darüber nachdachte, wie ich die Truhe zu meinem Nutzen bewältigen könnte, merkte ich,

daß mein Herr schlief, denn er zeigte es mir durch Schnarchen und schweres Atmen an, wie immer, wenn er schlief. Ich erhob mich nun ganz still und da ich auch schon am Tag an das, was ich zu thun hatte, gedacht und ein altes Messer, das im Haus herumfuhr, an einem Orte gelassen hatte, wo ich es finden konnte, so ging ich zu der alten Truhe und griff sie da, wo ich gesehen hatte, daß sie am wenigsten Widerstand biete, mit dem Messer an, dessen ich mich wie eines Bohrers bediente. Und da die uralte Truhe kraftlos, mürbe und wurmstichig war, so ergab sie sich mir und ließ sich an der Seite ein tüchtiges Loch beibringen. Hierauf öffnete ich ganz gemächlich die beschädigte Truhe und machte alsbald mit dem Brote, das ich angebrochen fand, wie ich schon oben beschrieben. Damit einigermaßen getröstet, schloß ich wieder zu, kehrte zu meinem Strohlager zurück und schlief ein wenig, freilich nicht sehr gut, wie ich vermutete und wie es auch sein wird, weil ich nicht genug gegessen, denn sonst hätten mich damals gewiß die Sorgen des Königs von Frankreich nicht im Schlafe gestört.

Andern Tags sah mein Herr den Schaden, sowohl am Brot als an dem Loche, das ich gemacht hatte, und fing an, die Mäuse zu verwünschen und zu sagen: „Was soll man davon denken? Es hat

doch bis jetzt nie Mäuse in diesem Hause gegeben." Damit sagte er auch gewiß nur die Wahrheit, denn wenn im ganzen Königreich ein Haus mit Recht von ihnen verschont blieb, so mußte dies das unserige sein, pflegen sie sich doch da nicht aufzuhalten, wo es nichts zu essen gibt. Er suchte nun abermals Nägel im Haus und an den Wänden und vernagelte die Löcher mit Brettchen. Wenn aber die Nacht kam und er ruhte, so war ich schon mit meinem Werkzeug auf den Füßen, und was er am Tage vermachte, das machte ich in der Nacht wieder auf. In solcher Weise ging es fort und wir machten uns so viel zu schaffen, daß ohne Zweifel daraus das Sprichwort wurde: „Wenn eine Thür sich schließt, öffnet sich eine andere." Endlich schien es, als hätten wir das Gewebe der Penelope auf uns genommen, denn was er den Tag über wob, trennte ich nachts wieder auf und in wenigen Tagen und Nächten richteten wir die arme Truhe so zu, daß man bei ihrem Anblick eher an alte Harnische als an eine Truhe gedacht hätte: so voll Nägel und Flicken war sie.

Als er sah, daß ihm sein Mittel nichts nütze, sagte er: „Diese Truhe ist so übel zugerichtet, ihr Holz ist so alt und morsch, daß sie keiner Maus mehr wehren kann, und jetzt ist sie vollends in

einem Zustande, daß sie, wenn wir es weiter so mit ihr treiben, uns gar nichts mehr nützen wird; das schlimmste aber ist, daß, wenn sie auch wenig taugt, ihr Abgang uns doch noch fühlbar sein wird; wollte ich diesen aber ersetzen, so würde mich's drei oder vier Realen kosten. Das beste Mittel, das ich finde — das seitherige nützt ja nichts — wird sein: ich komme den verfluchten Mäusen von innen bei." Hierauf ließ er sich eine Mausfalle leihen, erbat sich von den Nachbarn Käserinden und von jetzt ab stand die Katze stets fangbereit im Innern der Truhe. Dies kam mir sehr zu statten. Denn obgleich ich nicht viel Würze zu meinem Essen brauchte, so ließ ich mir doch die Käserinden schmecken, die ich aus der Mausfalle nahm, wobei ich nicht versäumte, wie die Mäuse an dem Brote herum zu knuspern.

Wie mein Herr nun das Brot angenagt und den Käse verzehrt fand, die Maus aber nicht gefangen, die da gefressen, geriet er außer sich und fragte die Nachbarn: „Was kann dies nur sein? Die Maus frißt den Käse und nimmt ihn aus der Falle und diese klappt nicht zu und die Maus bleibt nicht drinnen?" Da waren die Nachbarn einig, es könnte nicht von einer Maus herrühren, denn diese würde sich jedenfalls einmal gefangen haben; und

einer der Nachbarn sagte ihm: „Ich erinnere mich, eine Schlange gesehen zu haben, die in Euer Haus zu kriechen pflegte, und diese ist es ohne Zweifel; und die Sache erklärt sich so: da sie groß ist, so kann sie zu dem Köder gelangen, ihn nehmen, und, weil sie nicht ganz hinein geht, auch wenn die Falle auf sie trifft, wieder herausschlüpfen."

Dies leuchtete allen ein und versetzte meinen Herrn in große Aufregung, und er schlief von jetzt an nur noch so leicht, daß er, wenn sich bloß ein Holzwurm in der Nacht vernehmen ließ, glaubte, es sei die Schlange, die an seiner Truhe nage, aufsprang und mit einem Prügel, den er zu seinem Bette gestellt hatte, mächtig auf die vermaledeite Truhe losschlug, um die Schlange zu erschrecken. Er weckte die Nachbarn mit dem Getöse auf und ließ mich nicht mehr schlafen. Dann kam er zu meinem Strohsack, drehte ihn um und mich mit demselben, indem er glaubte, die Schlange sei zu mir gekommen und habe sich in meinem Stroh oder meinem Kittel versteckt, denn man hatte ihm gesagt, es komme vor, daß diese Tiere in der Nacht die Wärme aufsuchen, zu den Wiegen gehen, in welchen kleine Kinder liegen, und diese sogar beißen und am Leben bedrohen. Ich stellte mich dann meistens schlafend und er sagte mir am Morgen: „Junge,

hast du heute nacht nichts gehört? Ich bin der Schlange nachgegangen und ich glaube immer, sie geht zu dir ins Bett, denn diese Tiere haben sehr kalt und suchen Wärme." — „Gott bewahre mich, daß sie mich nicht beiße," antwortete ich, „ich fürchte mich so sehr davor."

So war er denn immer wach und ging schlaflos herum, daß die zweibeinige Schlange nachts sich nicht mehr herauswagte, um die Truhe zu benagen; aber bei Tage, wenn er in der Kirche oder im Dorfe war, machte ich meine Angriffe. Wie er sah, daß der Schaden fortdauerte und seine Mittel dagegen nichts ausrichteten, huschte er, wie gesagt, nachts einem Irrlicht gleich, herum: ich fürchtete, er möchte mit seinem unablässigen Suchen auf den Schlüssel stoßen, den ich unter dem Stroh versteckt hielt, und so schien mir das sicherste, denselben die Nacht über in meinen Mund zu stecken. Diesen gebrauchte ich nämlich, seitdem ich bei dem Blinden gewesen, als Beutel, in dem ich gelegentlich zehn bis fünfzehn Münzen Kleingeld halten konnte, ohne daß es mich am Essen hinderte; anders hätte ich ja keinen Pfennig besitzen können, ohne daß der verdammte Blinde darauf gekommen wäre, der mir jede Naht und Flicke immer aufs genaueste untersuchte. So nahm ich denn, wie ge=

sagt, jede Nacht den Schlüssel in den Mund und schlief ohne Sorge, daß mein verhexter Herr ihn finde. Aber wenn das Unglück kommen soll, nützt keine Vorsicht.

Dank meinem Unstern oder vielmehr meinen Sünden legte sich einmal in einer Nacht, während ich schlief, der Schlüssel in meinem Munde, den ich ohne Zweifel offen hielt, derart, daß die Luft, die ich ein- und ausatmete, durch den hohlen Schlüssel ging und so, zu meinem Unglück, ein schrilles Pfeifen hervorbrachte, daß mein Herr plötzlich aufwachte, es hörte und fest glaubte, es sei das Zischen der Schlange. Er erhob sich ganz leise mit seinem Prügel in der Hand, tastete sich, dem Geräusche der Schlange folgend, in aller Stille bis zu mir, um von der Schlange nicht gehört zu werden. Und wie er nahe war, dachte er, sie habe sich in das Stroh, auf dem ich lag, versteckt, um sich an mir zu wärmen, hob den Prügel hoch empor, um ihn mit einem Todesstreiche auf sie niederfallen zu lassen, und versetzte mir mit seiner ganzen Kraft einen solchen Schlag auf den Kopf, daß ich bewußtlos und furchtbar zugerichtet dalag. Als er merkte, daß er mich getroffen, da ich bei dem entsetzlichen Streiche vor Schmerz aufgeschrien haben muß, so faßte er mich an, wie er dann erzählte,

rief mir laut zu, nannte mich beim Namen und suchte mich zur Besinnung zu bringen. Wie er mich aber mit den Händen anrührte, spürte er das viele Blut, das ich verlor, und erkannte, welchen Schaden er mir zugefügt, und lief eilends, um Licht zu holen. Als er nun damit kam, fand er mich immer noch jammernd mit dem Schlüssel im Munde, den ich nicht losgelassen und der mir halb heraus hing, gerade so wie in dem Augenblicke, da ich mit demselben gepfiffen.

Verwundert, was dieser Schlüssel zu bedeuten habe, betrachtete ihn der Schlangentöter, nahm ihn mir vollends aus dem Munde und sah, was es war, denn er war an seinem Barte ganz dem seinigen ähnlich; er probierte ihn noch und kam damit auf den Spitzbubenstreich. Da mochte er bei dem Wilde, das er erlegt, sagen: „Ich habe die Maus und die Schlange gefangen, die mir zusetzten und das Meinige verzehrten.“ Von dem, was an den folgenden drei Tagen vorfiel, will ich nichts erzählen, denn ich brachte dieselben wie im Bauche des Walfisches zu. Mehr als dasjenige, was ich schon erzählt habe, hörte ich noch, nachdem ich zum Bewußtsein zurückgekehrt war, von meinem Herrn, der allen, die herbeikamen, die ganze Geschichte ausführlich erzählte. Nach drei Tagen kam ich

endlich wieder zu mir, und ich sah mich auf meinem Strohlager, den Kopf ganz bepflastert und mit Oelen und Salben eingeschmiert, und entsetzt fragte ich: „Was soll denn das heißen?“ Der grausame Priester antwortete mir: „Meiner Treu', ich habe Jagd auf die Mäuse und Schlangen gemacht, die mich zu Grunde richteten.“ Ich sah mich an und fand mich in so üblem Zustande, daß ich alsbald merkte, was mir zugestoßen. Inzwischen kam eine Alte herein, die mich mit Salben einrieb, und Nachbarn kamen herbei und begannen mir die Pflaster vom Kopfe zu nehmen und meine Wunde zu pflegen; und als sie mich wieder bei Bewußtsein fanden, waren sie sehr zufrieden und sagten: „Nun er wieder bei sich ist, wird es mit Gottes Hilfe wieder gut gehen.“ Dann erzählten sie aufs neue, was mir widerfahren; sie lachten und ich armer Teufel weinte darüber. Dabei gaben sie mir auch zu essen, denn ich war ganz ausgehungert und sie konnten mich kaum satt machen. So erholte ich mich denn nach und nach innerhalb vierzehn Tagen und war außer Gefahr, aber nicht ohne Hunger und halb genesen.

Als ich sodann eines Tags wieder aufgestanden war, nahm mich mein Herr bei der Hand und führte mich zur Hausthür hinaus auf die Straße und

sagte zu mir: „Lazaro, von heute an gehörst du wieder dir und nicht mehr mir, suche einen Herrn und gehe mit Gott, ich kann keinen so gescheiten Diener brauchen, wie du bist. Du mußt Blindenführer gewesen sein.“ Er machte dann das Kreuz über mich, wie wenn ich besessen wäre, drehte sich um, ging in sein Haus und schloß seine Thür.

Drittes Hauptstück.

Wie Lazaro zu einem Edelmann kam und was ihm bei demselben begegnete.

So mußte ich aus der Not eine Tugend machen und ich schleppte mich langsam, mit der Hilfe wohlthätiger Leute, hierher in die berühmte Stadt Toledo, wo mit Gottes Beistand binnen vierzehn Tagen meine Wunde sich schloß. Während ich noch krank war, empfing ich immer etliche Almosen. Aber sowie ich genesen war, hieß es von allen Seiten: Bist du ein Landstreicher und Tagdieb? Suche doch Dienst bei einem Herrn zu nehmen! „Wo soll ich einen Herrn hernehmen?" dachte ich, „wenn nicht Gott, wie er die Welt erschaffen hat, mir einen solchen erschafft."

Unter solchen Gedanken ging ich von Thür zu Thür, ohne viel zu bekommen, denn die Mildthätigkeit hat die Erde verlassen, da führte mich Gott mit einem Edelmann zusammen, der gut gekleidet, wohl gekämmt, gemessen in Schritt und

Haltung die Straße dahin wandelte. Ich sah ihn an und er mich und er sagte zu mir: „Junge, suchst du einen Herrn?“ Ich antwortete: „Ja, Herr.“ „Dann folge mir,“ sagte er, „denn Gott hat dir eine Gnade erwiesen, indem er dich zu mir führte, du mußt heute ein gutes Gebet verrichtet haben.“

Ich folgte ihm, indem ich Gott dafür dankte, was ich von ihm hörte, und weil er mir nach seiner Kleidung und Haltung der rechte Herr für mich zu sein schien. Es war noch morgens als mir dieser mein dritter Herr begegnete, und er ließ mich durch einen großen Teil der Stadt hinter sich hergehen. Wir schritten über große Plätze, wo Brot und andere Lebensmittel verkauft wurden, und ich dachte und wünschte sogar, er werde mich eingekaufte Waren tragen lassen, denn es war eben die Stunde, sich mit dem Hausbedarf zu versorgen; aber mit sehr gemessenem Schritte ging er an allem vorüber. „Vielleicht findet er hier nichts nach seinem Geschmack,“ sagte ich, „und er will wohl anderswo einkaufen.“

So gingen wir weiter, bis es elf Uhr schlug. Dann trat er in den Dom ein, ich hinter ihm, und ich sah ihn sehr andächtig der Messe und den übrigen gottesdienstlichen Handlungen folgen, bis alles zu Ende und die Leute weggegangen waren.

Dann verließen auch wir die Kirche und schritten ziemlich rasch eine Gasse zur unteren Stadt hinab. Ich ging jetzt um so munterer meines Wegs, als ich sah, daß wir uns nicht damit aufgehalten hatten, zum Essen einzukaufen; denn ich dachte, mein Herr müsse in der Lage sein, im großen einzukaufen, und das Essen schon bereit stehen, und zwar so reichlich, wie ich es nur wünschte und brauchte. Inzwischen schlug die Glocke ein Uhr nachmittags und wir kamen zu einem Hause, vor welchem mein Herr stillstand und ich mit ihm, und indem er den Zipfel des Mantels an der linken Seite herabfallen ließ, zog er einen Schlüssel aus dem Aermel, sperrte die Thür auf und wir traten in das Haus, dessen Eingang so dunkel und düster war, daß er alle, die herein wollten, zurückzuschrecken schien; doch befand sich im Innern ein kleiner Hof und geräumige Zimmer. Als wir eingetreten waren, legte er seinen Mantel ab, und nachdem er mich gefragt, ob ich reine Hände habe, schüttelten wir denselben aus und falteten ihn säuberlich zusammen; er blies den Staub von einer Bank, welche da stand, und legte den Mantel auf dieselbe. Hernach setzte er sich daneben und fing an, mich auszufragen, woher ich sei und wie ich hierher gekommen. Ich gab ihm längeren Bescheid, als mir lieb war, denn

mir schien es passender, den Tisch decken und die Suppe anrichten zu lassen, als nach solchen Dingen zu fragen. Trotzdem gab ich ihm über meine Person so befriedigende Auskunft, als ich nur zusammenlügen konnte, indem ich viel Gutes von mir erzählte, und das übrige verschwieg, weil es mir nicht für so vornehme Ohren zu passen schien.

Darüber verging einige Zeit und ich mußte es als ein schlimmes Zeichen betrachten, daß es schon zwei Uhr geworden war und er so wenig Lust zum Essen bekundete wie ein Toter. Dann fiel es mir auf, daß das Hausthor verschlossen blieb und daß sich weder oben noch unten im Hause Schritte von jemand vernehmen ließen. Auch hatte ich bis jetzt nur kahle Mauern gesehen, keinen Schmuck, keine Bank, keinen Stuhl, keinen Tisch, nicht einmal so eine Truhe wie bei meinem früheren Herrn; schließlich kam mir das Haus wie verzaubert vor. Inzwischen fragte er mich: „Junge, hast du schon gegessen?" — „Nein, Herr," sagte ich, „es war erst acht Uhr, als ich Euer Gnaden begegnete." — „Nun, ich hatte, wenn es auch noch sehr früh war, schon gefrühstückt," antwortete er, „und wenn ich einmal etwas zu mir genommen habe, dann, mußt du wissen, bleibe ich so bis zum Abend; mache daher, was du willst, bis wir zu Abend essen."

Lieber Leser, du darfst mir glauben, daß ich bei diesen Worten fast in Ohnmacht fiel, nicht sowohl aus Hunger, als weil ich nun vollends erkannte, daß mich ein feindliches Geschick verfolge. Da kamen mir aufs neue alle meine Leiden in den Sinn und ich mußte wieder über mein Elend weinen; da kam mir wieder in Erinnerung, was ich gedacht, als ich den Geistlichen verlassen wollte, daß ich, wenn derselbe auch sehr elend und unglücklich war, doch vielleicht auf einen noch schlimmeren Herrn stoßen würde; da weinte ich schließlich über mein vergangenes mühseliges Leben und den mir gewiß bevorstehenden frühen Tod, und trotzdem sagte ich, indem ich mich so gut als möglich verstellte: „Herr, ich bin ein Junge, der sich gottlob! nicht viel ums Essen kümmert, unter allen meinesgleichen könnte ich mich der größten Mäßigkeit rühmen und ich wurde derselben wegen auch von den Herren, die ich bis jetzt hatte, belobt.“ — „Das ist eine Tugend,“ sagte er, „und ich werde dich darum nur noch lieber haben, denn sich vollstopfen, das thun nur Schweine, anständige Menschen aber essen in der Ordnung.“ — „Ich verstehe wohl, was du meinst,“ sprach ich bei mir, „verdammt sei die Heilkraft und Güte, die solche Herren, wie ich sie finde, im Hunger entdecken!“ Ich setzte mich bei der Eingangsthür nieder

und nahm einige Stücke Brot aus der Tasche, die mir von meinem Zusammengebettelten übrig geblieben waren.

Als er dies sah, sagte er zu mir: „Komm' einmal her, Junge! Was ißt du denn da?" Ich kam zu ihm und zeigte ihm das Brot; er nahm von den drei Stücken, die ich hatte, das beste und größte und sagte: „Meiner Treu', das Brot scheint gut zu sein." Ich antwortete: „Herr, wie kann es auch noch gut sein?" — „Gewiß ist es gut," antwortete er, „wo hat man dir's gegeben? es ist doch von jemand mit reinen Händen geknetet worden?" — „Das weiß ich nicht," sagte ich, „aber mir ist der Geschmack desselben nicht zuwider." „Nun, wie Gott will," sagte mein armer Herr, brachte es zum Munde und fing so herzhaft hineinzubeißen an, wie ich in die anderen Brote. „Bei Gott," sagte er, „das ist ein sehr schmackhaftes Brot." Und da ich merkte, wo ihn der Schuh drückte, so beeilte ich mich, da er mir aufgelegt schien, wenn er vor mir fertig würde, mir noch bei dem, was mir übrig blieb, zu helfen, und so wurden wir denn so ziemlich zu gleicher Zeit fertig.

Dann begann er mit den Händen etliche kleine Brosamen abzuschütteln, die ihm am Wams hängen geblieben waren, ging in ein Stübchen daneben

und brachte einen alten Krug, an dem keine Schnauze mehr war, trank daraus und lud auch mich dazu ein. Um mir ein Ansehen zu geben, sagte ich: „Herr, ich trinke keinen Wein." — „Es ist Wasser," antwortete er mir, „du kannst wohl trinken." Da nahm ich den Krug und trank, allerdings nicht viel, denn Durst war es ja nicht, woran ich litt.

So blieben wir bis zur Nacht beisammen, in der Unterhaltung über Dinge, über die er mich fragte und über die ich ihm, so gut ich konnte, Rede stand. Dann führte er mich in das Stübchen, wo der Krug stand, aus dem wir getrunken hatten, und er sprach zu mir: „Junge, bleibe da stehen und du wirst sehen, wie wir dieses Bett machen, damit du es auch in Zukunft machen kannst." Ich stellte mich nun an das eine Ende und er an das andere, und wir machten das elende Bett, was bald geschehen war, denn es bestand nur aus einem Rohrgeflecht auf ein paar Bänken, darüber das Bettzeug auf einer elenden Matratze, die, weil sie nicht sehr reinlich gehalten war, gar nicht mehr als Matratze dienen zu können schien und viel weniger Wolle enthielt, als nötig gewesen wäre. Diese nun breiteten wir aus und suchten sie weich zu machen; allein dies war unmöglich, denn aus etwas Hartem läßt sich einmal nichts Weiches machen.

Das verwünschte Ding schien einen nichtswürdigen Buckel in sich zu bergen, denn sowie wir es auf das Rohrgeflecht gelegt hatten, traten alle Rohre heraus, ähnlich den Rippen an einem dürren Schweine; auf diese magere Matratze kam dann noch ein ebenso nichtswürdiges Betttuch, dessen Farbe ich nicht bestimmen konnte.

Als nun das Bett gemacht und die Nacht vollends hereingebrochen war, sagte er zu mir: „Lazaro, es ist schon spät und von hier zum Marktplatz ist es weit: auch gehen in dieser Stadt viele Räuber um, welche den Leuten bei Nacht auflauern: behelfen wir uns also, wie wir können; morgen, wenn es Tag ist, wird uns Gott schon weiter helfen; weil ich allein war, habe ich mich mit nichts vorgesehen; sonst habe ich in den letzten Tagen auswärts gespeist, jetzt aber wollen wir uns auf andere Weise einrichten.“ — „Herr,“ sagte ich, „um mich braucht Ihr Euch nicht zu sorgen, ich kann gut eine Nacht und auch mehr, wenn es nötig ist, ohne Essen verbringen.“ — „So wirst du auch gesünder bleiben,“ antwortete er mir, „denn, wie wir heute schon sagten, nichts ist für ein langes Leben so gut, als wenig essen.“ — „Wenn dem so ist,“ sagte ich bei mir, „so werde ich nie sterben, denn diese Vorschrift habe ich aus Not immer beobachtet, und ich Un=

glücksvogel bin darauf gefaßt, sie mein ganzes Leben lang zu beobachten."

Nun legte sich mein Herr in sein Bett nieder, nahm als Kopfkissen Beinkleider und Wams und befahl mir, mich zu seinen Füßen niederzulegen, was ich auch that. Aber ich konnte keinen Schlaf finden, denn die Rohre und meine hervorstehenden Knochen ließen sich die ganze Nacht keine Ruhe: es hatten ja, wie ich glaube, meine Leiden, Unglück und Hunger kein Pfund Fleisch an meinem Leibe gelassen. Und ich hatte überdies, da ich an diesem Tage fast gar nichts zu mir genommen, einen wütenden Hunger, der mit dem Schlafe sich nicht befreunden konnte; tausendmal verwünschte ich, was mir Gott verzeihe, mich selbst und mein trauriges Schicksal. So ging fast die ganze Nacht hin und da ich vollends, um meinen Herrn nicht aufzuwecken, mich nicht rühren durfte, so bat ich Gott oftmals, mich durch den Tod zu erlösen.

Als der Morgen kam, erhoben wir uns, und er begann, seine Beinkleider und sein Wams, Koller und Mantel zu putzen und auszuschütteln, und ich bediente ihn dabei aufmerksam. Dann zog er sich sehr gemächlich an, ich goß ihm Wasser auf die Hände, er kämmte sich, steckte seinen Degen in den Gürtel und sagte dabei zu mir: „Ach, Junge, wenn du wüßtest, was das für eine Klinge ist! Um kein

Gold in der Welt würde ich sie hingeben; so viele auch Meister Antonio gemacht hat, keine hat er so fein gestählt wie diese." Dabei zog er sie aus der Scheide, befühlte sie mit den Fingern und sprach: „Siehst du sie? ich wette, ich könnte damit ein Knäuel Wolle durchschneiden." — „Und ich," dachte ich, „mit den Zähnen, wenn sie gleich nicht von Stahl sind, ein vierpfündiges Brot." Dann steckte er die Klinge wieder ein und hing sie an den Gürtel, dazu einen Rosenkranz mit dicken Knöpfen, und trat vor das Haus mit wohlabgemessenem Schritte, in gerader Haltung, Körper und Kopf zierlich wiegend, den Zipfel des Mantels bald über die Schulter werfend, bald über den Arm legend, die rechte Hand in die Hüfte gestemmt.

Unter der Thür sagte er noch: „Lazaro, gib auf das Haus acht, solange ich fort bin, um die Messe zu hören, mache das Bett, gehe mit dem Kruge zum Flusse hinunter und verschließe das Haus gut, damit man uns nichts stiehlt, und lege den Schlüssel auf den Querbalken, damit ich hinein kann, wenn ich unterdessen komme." Damit schritt er die Gasse hinauf, so edlen Ansehens und Ganges, daß ihn, wer ihn nicht kannte, für einen nahen Verwandten des Grafen A(la)rcos oder wenigstens für dessen Kämmerling gehalten hätte.

„Gesegnet seiest du, Herr," sagte ich zurückbleibend, „der du die Krankheit schickst und auch das Heilmittel spendest! Wer wird meinem Herrn begegnen, ohne bei seinem zufriedenen Aussehen zu denken, er habe gestern abend gut gespeist, dann in einem guten Bette geschlafen und, wenn es auch noch sehr früh ist, schon gut gefrühstückt? Groß sind die Geheimnisse, Herr, die du wirkst und die die Welt nicht kennt. Wen wird nicht diese gute Haltung, der anständige Mantel und Koller täuschen? Und wer wird denken, dieser hübsche Herr habe gestern den ganzen Tag zu seinem Unterhalt nur jenes Stück Brot gehabt, das sein Diener einen Tag und eine Nacht lang in seiner Brusttasche herumgetragen hatte, wo es nicht sehr rein bleiben konnte? Und er habe sich heute, indem er sich Hände und Gesicht wusch, aus Mangel eines Handtuchs seiner Wamstasche bedient? Gewiß, niemand wird solches vermuten. Du lieber Gott, wie viele seinesgleichen mögen über die Erde zerstreut sein, die um eines Unsinns willen, den sie Ehre nennen, erdulden, was sie um deinetwillen nicht erdulden würden!"

So blieb ich unter dem Hausthore stehen, in meine Gedanken vertieft, bis mein Herr Gebieter um die Ecke der langen, engen Gasse bog. Dann ging ich in das Haus zurück und bevor man ein

Vaterunser beten konnte, hatte ich dasselbe ganz, oben und unten, durchstöbert, ohne aber das geringste zu finden. Ich mache das elende, harte Bett, nehme den Krug und gehe zum Flusse. Da sehe ich in einem Garten meinen Herrn, wie er sehr eifrig zwei aufgeputzten Weibern den Hof macht, die mir zu der großen Zahl derjenigen zu gehören schienen, welche hier dem Gebrauche huldigen, in den Morgenstunden des Sommers an dem frischen Gestade spazieren zu gehen und zu frühstücken, ohne hierzu etwas mitzubringen, da sie sich darauf verlassen, von einem der Edelleute des Ortes, von denen sie hieran gewöhnt sind, freigehalten zu werden. Mein Herr also stand bei ihnen wie ein schmachtender Macias[1] und sagte ihnen mehr Süßigkeiten, als man bei Ovid findet. Aber wie sie merkten, daß er ganz zärtlich geworden war, schämten sie sich nicht, von ihm zu verlangen, er solle ihnen das übliche Frühstück bezahlen. Ihm aber, mit dessen Beutel es so windig bestellt war, wie hitzig mit dem Magen, wurde es kalt und heiß zugleich, so daß ihm die Farbe aus dem Gesichte wich und

---

[1] Mit dem Beinamen der Verliebte, ein portugiesischer Dichter des 15. Jahrhunderts, der bei einem Liebeshandel sein Leben lassen mußte.

er zu stammeln und leere Entschuldigungen vorzubringen anfing. Sie mußten sehr abgefeimt sein, denn sie merkten alsbald seine Schwäche und ließen ihn einfach stehen.

Ich frühstückte indes einige Kohlrüben, die ich fand, und dann ging ich, ohne von meinem Herrn gesehen zu werden, schnell, wie es sich für einen neuen Diener schickt, nach Hause zurück, um dort, was sehr nötig war, auszukehren, aber ich fand keinen Besen. Ich dachte nach, was ich jetzt anfangen solle, und beschloß, auf meinen Herrn bis Mittag zu warten, wo er ohne Zweifel kommen und etwas zum Essen mitbringen würde. Aber ich wartete umsonst. Als es bereits zwei Uhr war und ich sah, daß er nicht kam, und der Hunger mich quälte, schloß ich das Hausthor, legte den Schlüssel an den bestimmten Ort und nahm mein altes Handwerk wieder auf: mit leiser, zitternder Stimme, die Hände vor der Brust gefaltet, Gott vor Augen und seinen Namen auf der Zunge, begann ich um Brot an den Thüren und vor den Häusern zu betteln, die mir reich zu sein schienen; und da ich diesen Beruf gleichsam mit der Muttermilch mir angeeignet oder vielmehr bei meinem großen blinden Meister gelernt hatte, so erprobte ich mich als ein so tüchtiger Schüler und benahm

mich so geschickt, daß ich, obwohl die Einwohner nicht sehr mildthätig waren und Teurung herrschte, vor dem Glockenschlage Vier schon ebensoviele Pfund Brot in meinem Magen und dazu noch zwei andere im Aermel und in der Brusttasche untergebracht hatte. Ich kehrte nun zu unserer Herberge zurück und beim Vorübergehen am Fleischmarkte bettelte ich noch eines der dortigen Weiber an, und dasselbe gab mir ein Stück von einem Kühfuß und ein bißchen gekochte Kuttelflecke.

Bei der Heimkehr fand ich meinen Herrn schon zu Hause; er hatte bereits seinen Mantel zusammengefaltet und auf die Steinbank gelegt und ging im Hof auf und ab. Als ich eintrat, kam er mir entgegen. Ich dachte schon, er wolle mir wegen meines langen Ausbleibens Vorwürfe machen, aber, Gott sei Dank! er fragte mich bloß, woher ich komme. Ich antwortete ihm: „Herr, ich bin bis zwei Uhr hier geblieben und als ich sah, daß Euer Gnaden nicht kam, bin ich in die Stadt gegangen, um mich an gute Leute zu wenden, und diese haben mir gegeben, was Ihr hier seht." Ich zeigte ihm das Brot und die Kuttelflecke, die ich in einer Tasche trug. Darauf machte er ein freundliches Gesicht und sagte: „Nun, ich habe dich zum Essen erwartet und da ich sah, daß du nicht kamst, habe ich allein

gegessen. Du aber hast recht gethan, denn es ist besser, zu betteln, als zu stehlen. Und so wahr mir Gott helfe, gefällt mir dies von dir, und sorge nur dafür, daß man nicht erfährt, daß du bei mir bist, denn das würde meiner Ehre schaden. Ich glaube freilich, es kann leicht verschwiegen bleiben, denn ich bin wenig in dieser Stadt bekannt, in die ich nie hätte kommen sollen." — „Herr, seid ohne Sorgen," sagte ich, „hier hat mich niemand zur Rede zu stellen, noch ich Rede zu stehen." — „So iß denn, armer Schelm, und mit Gottes Willen werden wir bald aus dieser Not kommen, obgleich ich dir sagen muß, daß mir, seit ich dieses Haus betreten, alles fehlgeschlagen hat: es muß unter einem ungünstigen Sterne gebaut worden sein, es gibt ja verwünschte Unglückshäuser, die ihren Insassen Unglück bringen. Zu diesen gehört auch unser Haus; aber ich verspreche dir, wenn der Monat um ist, bleibe ich nicht länger in demselben und wollte man es mir schenken."

Ich setzte mich an das Ende der Bank und sagte, damit er mich nicht für einen Fresser halte, nichts von meiner Jause und begann, zu Nacht zu essen und in meine Kuttelflecke und das Brot einzuhauen. Heimlich sah mir mein armer Herr zu und er konnte seine Augen nicht von meinem Schoß

abwenden, der mir als Tisch diente. Möge ich Gott so dauern, wie er mich dauerte, denn ich fühlte, was er fühlte. Oftmals war es mir ja ebenso ergangen wie ihm, und noch erging es mir täglich so. Ich überlegte, ob ich ihn einladen dürfe; aber da er mir gesagt, er habe gespeist, so fürchtete ich, er werde die Einladung nicht annehmen. Schließlich wünschte ich doch, der arme Tropf möchte seinem Elende mit dem meinigen abhelfen und wie tags zuvor seinen Hunger stillen, zumal die Gelegenheit besser war und ich gutes Fleisch und weniger Hunger hatte. Gott erfüllte meinen Wunsch und ich glaube auch den seinigen, denn wie ich zu essen anfing, hörte er auf, hin und her zu gehen, trat zu mir und sprach: „Ich sage dir, Lazaro, du zeigst beim Essen einen Anstand, wie ich mein Lebenlang bei keinem Menschen sah, und jeder, der dir zuschaut, muß Lust zum Essen bekommen, wenn er auch gar keine hat." — „Die große Lust, die du hast," dachte ich, „läßt dich mein Essen schön finden." Uebrigens glaubte ich, ihm jetzt schon helfen zu müssen, da er sich selber half und mir den Weg hierzu zeigte, und ich sagte zu ihm: „Herr, das gute Werkzeug macht den guten Handwerker; dieses Brot ist sehr schmackhaft und dieser Kühfuß gut gesotten und zugerichtet, so daß jeder Lust danach bekommen muß."

„Ein Kühfuß ist es?“ — „Ja, Herr.“ — „Ich sage dir, das ist der beste Leckerbissen von der Welt, und selbst ein Fasan würde mir nicht so gut schmecken.“ — „Versucht doch, Herr, und Ihr werdet sehen, daß es sich so verhält!“ Ich gab ihm das übrige in die Hand und drei oder vier Stücke von meinem weißesten Brote. Er setzte sich an meine Seite und begann zu essen, wie eben nur einer, der große Lust dazu hat, und er nagte jedes Beinchen besser ab als ein Windhund. „Mit Knoblauchbrühe ist dies ein besonders feines Gericht.“ — „Du ißt es noch besser angemacht,“ dachte ich. — „Bei Gott, das hat mir geschmeckt, wie wenn ich heute noch keinen Bissen gegessen hätte.“ — „Möge ich so alt werden, als dies wahr ist!“ sagte ich bei mir. Er bat mich dann um den Wasserkrug und ich reichte ihm denselben, wie ich ihn geholt hatte: Da kein Wasser darin fehlte, war mir dies ein Zeichen, daß mein Herr sich mit dem Mittagessen nicht übernommen hatte.

Wir tranken und legten uns, wie in der vergangenen Nacht, sehr zufrieden zum Schlafen nieder. Und so verbrachten wir, um es kurz zu sagen, acht bis zehn Tage, indem der arme Schelm des Morgens in seiner stolzen Haltung und gemessenen Schrittes durch die Straßen wandelte, um Luft zu schöpfen,

und der arme Lazaro für ihn wie ein Wolf auf Beute ausging. Ich dachte oft über mein Unglück nach, das mich den schlimmen Herren, die ich gehabt, entlaufen, Verbesserung suchen und mich dabei auf einen stoßen ließ, der mir nicht nur keinen Unterhalt gab, sondern den ich sogar unterhalten mußte. Bei alledem hatte ich ihn gern, da ich sah, daß er nicht mehr hatte noch konnte, und ich bemitleidete ihn mehr, als ich ihn haßte, und häufig ließ ich mir etwas abgehen, um ihm etwas zum Essen heimbringen zu können.

Wie arm er aber war, davon überzeugte ich mich eines Morgens, als er, um ein Bedürfnis zu befriedigen, im Hemde aufgestanden und nach oben gegangen war. Um ins Klare zu kommen, untersuchte ich sein Wams und seine Beinkleider, die er zu Häupten seines Bettes zurückgelassen, und fand ein hundertfach gefaltetes Samtbeutelchen ohne einen einzigen Heller oder ein Zeichen, daß in langer Zeit etwas drin gewesen. Dieser Mann, dachte ich, ist wirklich arm, und keiner gibt, was er nicht hat; aber der habsüchtige Blinde und der schäbige Geistliche hätten mich Hungers sterben lassen, obgleich ihnen Gott genug bescherte, dem einen für sein: „Ich küß' die Hand", dem andern für seine Zungenfertigkeit; diese verdienen Haß und jener Mitleid.

Und Gott ist mein Zeuge, daß ich noch heute, wenn mir einer, gekleidet wie er und mit seinem feierlichen Schritt und seinem stolzen Wesen, begegnet, Mitleiden haben muß und denke, ob der wohl auch in demselben Spital krank ist wie mein Herr, dem ich doch bei aller seiner Armut lieber diene als jenen beiden andern.

Nur etwas verdroß mich einigermaßen an ihm: ich hätte gewünscht, er thäte nicht gar so vornehm, sondern er stimmte ein wenig seine Einbildung herab in dem Maße, als seine Not stieg. Es scheint freilich unter diesen Leuten strenger Brauch zu sein, auch wenn sie keinen Pfennig zum Wechseln haben, den Kopf hoch zu tragen. Gott allein kann hier helfen, denn sonst müßten sie alle an dieser Krankheit zu Grunde gehen.

In dieser Weise nun lebten wir dahin, da wollte mein Unglück, das nicht müde ward, mich zu verfolgen, daß ich auch in diesem schlechten und ärmlichen Hause keine Ruhe fand. Da nämlich die diesjährige Ernte im Lande schlecht ausgefallen war, so beschloß der Stadtrat, alle fremden Armen aus der Stadt zu weisen, unter Androhung, daß diejenigen, die sich künftig noch finden ließen, mit Stockstreichen gezüchtigt würden. Ich sah auch wirklich am vierten Tage, nachdem dieses Gesetz erlassen

worden war, einen Zug Armer unter Stockstreichen durch die vier Hauptgassen führen, was mir einen großen Schrecken einjagte, so daß ich mich nicht getraute, das Gesetz zu übertreten und zu betteln. Da hätte man denn das Fasten in unserem Hause, die Traurigkeit und Schweigsamkeit seiner Bewohner sehen sollen; kam es doch vor, daß wir zwei, ja drei Tage blieben, ohne einen Bissen zu essen noch ein Wort zu sprechen. Mir retteten einige Weibchen das Leben, Baumwollspinnerinnen, welche Mützen verfertigten und in unserer Nähe lebten; mit diesen pflog ich gute Nachbarschaft und Bekanntschaft, und sie gaben mir von dem ärmlichen Essen, das man ihnen brachte, immer etwas, womit ich leidlich mich erhalten konnte. Und ich selber dauerte mich nicht so als mein armer Herr, der in acht Tagen so gut wie nichts aß, zu Hause wenigstens blieben wir ohne Essen; was er aber sonst trieb, wohin er ging und was er aß, weiß ich nicht. Und da mußte man ihn sehen, wie er in aufrechter Haltung, gleich einem Windspiele von guter Rasse, zur Mittagszeit die Gasse herabkam! Um aber seiner verdammten, sogenannten Ehre zu genügen, zog er einen Halm aus dem ohnedies nicht gefüllten Strohsack, trat unter das Hausthor und stocherte sich die Zähne aus, in denen doch nichts stak. Immer aber klagte

er über das Unglückshaus und sagte: „Unser Unglück kommt sichtlich von diesem verwünschten Hause her; du siehst, wie düster, traurig und dunkel es ist: solange wir noch hier bleiben, müssen wir uns in unsere traurige Lage schicken; ich wünschte aber schon, der Monat wäre zu Ende, um dies Haus verlassen zu können."

Während dieser traurigen und hungrigen Zeit kam eines Tages, ich weiß nicht durch welchen Zufall oder welches Glück, mein armer Herr in den Besitz eines Reals. Mit diesem kehrte er so stolz heim, wie wenn er den Schatz von Venedig besäße, und gab mir ihn lachenden Mundes und frohen Angesichtes und sagte: „Da, nimm, Lazaro, Gott thut seine Hand auf, gehe auf den Markt und kaufe Brot, Wein und Fleisch, wir wollen uns gütlich thun, und noch etwas will ich dir sagen, damit du dich freuest: ich habe ein anderes Haus gemietet; in diesem Unglückshause bleiben wir bloß noch bis zum Monatschlusse; verflucht sei es mit dem, der den ersten Ziegel dazu herbeitrug, denn zu meinem Unglück bin ich hier eingezogen. Bei Gott, seitdem ich hier wohne, habe ich keinen Tropfen Wein, keinen Bissen Fleisch genossen, noch mich einen Augenblick des Lebens freuen können; es sieht auch schon so düster, dunkel und traurig

aus. Gehe und komme rasch zurück, wir wollen es uns heute schmecken lassen wie die Fürsten!"

Ich nehme meinen Real und den Krug und laufe, was ich kann, und lenke meine Schritte fröhlich und wohlgemut die Gasse hinauf zum Marktplatze. Aber was nützt mir alles, wenn einmal mein trauriges Los es will, daß mir keine Freude ohne Leid beschieden sei? Wie ich nämlich die Gasse hinaufgehe und überschlage, was ich alles Gute und Nützliche für meinen Real kaufen soll, und Gott Lob und Dank sage, daß er meinem Herrn Geld geschickt, kam mir plötzlich eine Leiche entgegen, welche unter zahlreicher Begleitung von Geistlichen und Volk auf einer Bahre die Straße herabgetragen wurde; ich drückte mich an die Mauer, um Platz zu machen. Wie der Leichnam nun vorbei war, kam hinter der Bahre eine Frau, wohl die Witwe des Verstorbenen, in Trauer gehüllt, mitten unter vielen andern Weibern. Diese aber weinte und wehklagte laut: „O mein Gemahl und mein Herr, wohin bringen sie dich? In das traurige und unglückselige Haus! In das düstere und dunkle Haus! In das Haus, wo es keine Speise und keinen Trank mehr gibt!"

Wie ich dies hörte, glaubte ich, der Himmel stürze auf mich herunter, und ich sagte bei mir:

„O, ich Unglücksmensch, in mein Haus bringen sie diesen Toten!“ Ich kehre um, dränge mich mitten durch die Leute und laufe die Gasse zurück, so schnell ich konnte zu meinem Haus, trete ein und schließe eiligst die Thür, rufe meinen Herrn um Gnade und Hilfe an und klammere mich an ihn, er möge mir helfen, den Eingang zu verteidigen. Er war etwas betroffen und dachte, es möchte etwas anderes sein, und sagte: „Was gibt es denn, Junge? Was schreist du so? Was hast du? Warum schließest du die Thür mit solcher Hast?“ — „Ach, Herr,“ antwortete ich, „helft mir, sie bringen einen Toten!“ — „Wieso?“ sagte er. — „In der oberen Stadt bin ich ihm begegnet und sein Weib sprach im Gehen: ‚Mein Herr und Gemahl, wohin bringen sie dich? In das düstere und dunkle Haus! In das traurige und unglückselige Haus! In das Haus, wo es kein Essen und Trinken mehr gibt!‘ Hierher bringen sie ihn.“

Als mein Herr dies hörte, lachte er, obwohl er sonst nicht sonderlich lachlustig war, so stark, daß er lange kein Wort hervorbringen konnte. Inzwischen hatte ich den Riegel am Thore vorgeschoben und stemmte, zur größeren Sicherheit, noch die Schulter an dasselbe. Die Leute gingen mit ihrem Toten vorbei, ich fürchtete aber immer noch, sie

möchten ihn ins Haus hereinbringen; da sagte mir mein guter Herr, nachdem er mehr vom Lachen als vom Essen satt geworden: „Es ist wahr, Lazaro, nach dem, was die Witwe gesagt hat, hattest du recht, so zu denken; aber Gott hat es nicht so schlimm gewollt, die Leute gehen vorüber, mache dich auf und schaue, daß wir zu essen bekommen!" — „Laßt sie, Herr, noch bis ans Ende der Gasse gehen!" sagte ich. Mein Herr ging aber endlich an die Hausthür und öffnete sie trotz des Widerstandes, den ich in meiner Angst und Aufregung leistete. Nun machte ich mich erst wieder auf den Weg; aber obgleich wir an diesem Tage gut aßen, so wollte es mir doch nicht schmecken, und es dauerte drei Tage, bis ich wieder Farbe bekam, und mein Herr lachte laut auf, so oft er an diese meine Aengsten dachte.

So blieb ich mit meinem dritten, armen Herrn, dem Edelmanne, noch einige Tage zusammen. Immer hätte ich gern gewußt, zu welchem Zweck er in diese Stadt gekommen und sich hier aufhielt; denn am ersten Tage schon, da ich bei ihm eintrat, merkte ich, daß er fremd sei, weil er unter den Einwohnern so wenig Bekanntschaften und Verkehr hatte. Endlich erfuhr ich, was ich wünschte; denn eines Tages — wir hatten eben ziemlich gut ge-

gessen und er war in guter Stimmung — sprach er mir von seinen Verhältnissen; er sei aus Altkastilien und er habe seine Heimat aus keinem anderen Grunde verlassen, als um nicht den Hut vor einem benachbarten Edelmann abziehen zu müssen. „Herr," sagte ich ihm, „wenn er ein Edelmann war und reicher als Ihr, so hättet Ihr Euch nichts vergeben, ihn zuerst zu grüßen, da Ihr ja sagt, daß auch er Euch grüßte." — „Ja, er ist ein Edelmann, ja, er ist reicher als ich und er hat mich auch gegrüßt, aber bei den vielen Malen, daß ich ihn zuerst grüßte, hätte er wohl auch daran denken können, mir zuvorzukommen."—„Ich glaube, Herr," sagte ich darauf, „daß ich darauf nicht schauen würde, besonders nicht Vornehmeren und Reicheren gegenüber." — „Du bist ein dummer Junge und verstehst dich nicht auf Fragen der Ehre, welche heutzutage das ganze Vermögen der anständigen Leute ausmacht; ich sage dir aber, ich bin, wie du siehst, bloß ein einfacher Edelmann, allein, Gott sei mein Zeuge, wenn ich einen Grafen in der Straße treffe und er vor mir den Hut nicht sehr tief zieht, so werde ich bei der nächsten Begegnung in ein Haus treten, als hätte ich etwas darin zu thun oder, bevor er an mich herankommt, wo möglich in eine Seitengasse einbiegen, um ihn nicht grüßen

zu müssen. Denn ein Edelmann ist niemand etwas schuldig außer Gott und seinem König, noch braucht er als Ehrenmann auch nur das geringste an der ihm gebührenden Hochachtung nachzulassen.

„Ich erinnere mich, daß ich einmal in meiner Heimat einen Handwerker zurechtwies und mit Prügeln bedrohte, weil er, so oft er mir begegnete, sagte: ‚Gott erhalte Euer Gnaden!‘ — ‚Elender Flegel,‘ sagte ich zu ihm, ‚weißt du nicht was sich gehört; hast du mir zu sagen: ‚Gott erhalte Euch!‘ wie wenn ich der nächste beste wäre?‘ Von da an zog er schon aus weiter Ferne seine Mütze vor mir und sprach, wie es seine Schuldigkeit war.“ — „Schickt es sich denn nicht,“ fragte ich, „jemandem beim Gruße zu sagen: ‚Erhalte Euch Gott?‘“ — „Paß auf, dummer Junge,“ antwortete er, „zu Leuten von niedriger Stellung spricht man so, aber Höheren gegenüber, wie mir, muß man zum mindesten sagen: ‚Ich küsse Euer Gnaden die Hände‘, oder auch etwa, wenn der Sprechende ein Edelmann ist, ‚Herr, ich küsse Euch die Hände‘. Und so wollte ich auch von meinem Landsmanne, der mir reichlichen Unterhalt gewährte, es nicht mehr länger dulden und werde es von keinem Menschen in der Welt mehr außer vom Könige dulden, daß er zu mir sage: ‚Gott erhalte Euch!‘“ — „Teufel auch!“

dachte ich, „deswegen denkt er nicht daran, dich zu erhalten, weil du nicht duldest, daß ihn jemand darum bitte.“

„Ueberdies,“ sagte er, „bin ich nicht so arm, daß ich nicht in meiner Heimat einen Baugrund besäße für Häuser, die, wenn man sie stattlich herstellen würde, sechzehn Meilen von meinem Geburtsort auf jenem Gelände von Valladolid mehr als zweihunderttausend Maravedis wert wären, je nachdem man sie schön und groß bauen möchte. Auch besitze ich einen Taubenschlag, der, wenn er nicht eingestürzt wäre, jährlich mehr als zweihundert Tauben tragen könnte, und noch vieles andere, was ich verschweige und was ich um meiner Ehre willen verlassen habe. Und so bin ich denn in diese Stadt gekommen in der Hoffnung, eine gute Stellung zu finden, allein es ist mir nicht geglückt, wie ich hoffte.

„Prälaten und Domherren finde ich viele hier; aber diese leben so eingezogen, daß sie keine Macht der Welt aus ihrem gewöhnlichen Geleise bringen kann. Auch kleinere Edelleute möchten mich wohl in den Dienst nehmen; aber es ist ein mühseliges Leben bei ihnen, denn der Mensch muß sich da in ein Lasttier verwandeln, und thut er dies nicht, dann heißt es: ‚Geht mit Gott!‘ Die Löhnung läßt sehr oft lang auf sich warten und besteht wohl auch nur

in freier Kost; und wenn sie je einmal Gewissensbisse haben und Euch für Euern Schweiß belohnen wollen, so werfen sie Euch aus der Kleiderkammer etwas zu, ein abgenutztes Wams, einen abgetragenen Mantel oder eine alte Jacke. Kommt einer aber in den Dienst eines großen Herrn, dann kann er zur Not auskommen; nur scheint es mir mein Unstern unmöglich zu machen, zu einem solchen zu kommen und ihn zufrieden zu stellen. Und doch glaube ich, wenn ich einen solchen träfe, so würde ich ohne Zweifel sein Liebling werden und ihm in allem zu Willen sein, denn ich verstände mich wie kein anderer darauf, ihn anzulügen und mich ihm tausendfach angenehm zu erzeigen; über seine Einfälle und Handlungen, auch wenn sie nicht eben die besten wären, herzlich zu lachen; ihm nie etwas Unangenehmes zu sagen, auch wenn es ihm sehr nützen könnte; vor seinen Augen in Wort und That den größten Eifer zu zeigen; mich aber bei dem, was er nicht sieht, nicht zu schinden und, wenn er es hören könnte, das Gesinde auszuzanken, damit er glaube, sein Nutzen liege mir sehr am Herzen; wenn er einen Diener schilt, unter dem Scheine, diesen zu entschuldigen, mit spitzigen Worten seinen Zorn noch zu entflammen; Gutes von dem zu sagen, mit dem er gut steht; dagegen sonst mit Bosheiten,

Spott und übler Nachrede alle im Haus und außerhalb zu verfolgen; das Leben Fremder auszukundschaften, um ihn damit zu unterhalten, und viel anderes ähnliches zu betreiben, was heutzutage bei Hofe beliebt ist. Denn die großen Herren lieben in ihren Häusern keine ehrlichen Leute, im Gegenteil, dieselben sind ihnen zuwider, sie mißachten sie und nennen sie Dummköpfe, die zu nichts taugen und mit denen der Herr sich nicht unterhalten könne. Und mit solchen Herren gehen nun die Hofleute heutzutage so um, wie auch ich es machen würde. Leider will mir aber mein Geschick nicht zu einem solchen Herrn verhelfen." — So klagte auch mein Herr, wie ich selbst, über sein Unglück, indem er mir über seine tapfere Person berichtete.

Während dieser unserer Unterhaltung trat ein Mann und ein altes Weib zur Hausthür herein: Der Mann verlangt von meinem Herrn die Miete für das Haus, und das Weib diejenige für das Bett; sie stellen ihre Rechnung, welche für zwei Monate so viel ausmachte, als er in einem Jahre nicht einnahm: wenn ich mich recht erinnere, zwölf bis dreizehn Realen. Er antwortete ihnen ganz höflich, er wolle nur auf den Marktplatz gehen, um einen Doppeldukaten zu wechseln, und sie sollten gegen Abend wiederkommen. Aber er ging, um

nicht wiederzukommen. So war es, als sie pünktlich am Abend wiederkamen, schon zu spät für sie; ich sagte ihnen, er sei noch nicht gekommen. Es wurde Nacht und er kam immer nicht; jetzt aber hatte ich Angst, allein im Hause zu bleiben, ging zu den Nachbarinnen und schilderte ihnen meine Lage und nächtigte bei ihnen.

Am Morgen kommen die Gläubiger wieder und fragen bei unserer Hausthür nach dem Herrn Nachbar. Die Weiber antworten ihnen: „Hier ist sein Bursche und der Schlüssel zur Hausthür.“ Sie fragten mich nun nach meinem Herrn und ich antwortete, ich wisse nicht, wo er sei; er sei nicht heimgekehrt, seitdem er zum Wechseln des Goldstücks ausgegangen, wahrscheinlich sei er mir und ihnen mit dem gewechselten Gelde durchgegangen. Als sie dies gehört, gehen sie nach einem Schutzmann und einem Schreiber und nehmen, wie sie mit denselben zurückkehren, den Schlüssel, rufen mich und Zeugen herbei und öffnen die Hausthür und treten ein, um von der Habe meines Herrn so viel in Beschlag zu nehmen, daß seine Schuld abgetragen wäre. Sie gingen im ganzen Hause herum, fanden dasselbe so leer, wie ich es geschildert und sagten zu mir: „Wie steht's mit der Habe deines Herrn, seinen Truhen und Teppichen und übrigem Haus-

rat?" — „Das weiß ich nicht," antwortete ich. — „Ohne Zweifel," sagten sie nun, „haben sie die Sachen heute nacht zusammen gepackt und wohin gebracht. Herr Schutzmann, verhaftet diesen Burschen, er muß wissen, wo die Sachen sind!"

Auf dies kam der Schutzmann, packte mich am Wamskragen und sagte: „Junge, du bist verhaftet, wenn du uns nicht die Habe deines Herrn anzeigst." Nun war ich zwar schon manchmal am Kragen gefaßt worden, aber nur sanft daran festgehalten, um nämlich den Blinden seines Wegs zu führen; in solcher Lage wie jetzt hatte ich mich jedoch noch nicht befunden, und weinend versprach ich, alles zu sagen, wonach man mich fragte. „Gut," sagten sie, „gestehe was du weißt und fürchte dich nicht!" Der Schreiber setzte sich auf eine Bank, um die Fahrnis aufzunehmen, und fragte mich, was mein Herr hatte. „Ihr Herren," sagte ich, „das Vermögen meines Herrn besteht, wie er mir erzählt hat, in einem sehr guten Baugrund und in einem eingestürzten Taubenschlag." — „Gut," antworteten sie, „so wenig dies wert sein mag, reicht es doch, um die Schuld zu bezahlen. Und in welchem Teile der Stadt befindet sich dieser Besitz?" fragten sie mich. — „Auf seinem Gute," gab ich ihnen zur Antwort. — „Wahrhaftig," sagten sie,

„das Geschäft scheint gut zu sein. Und wo liegt sein Gut?" — „In Altkastilien, hat er mir gesagt."

Da mußten der Schutzmann und der Schreiber herzlich lachen und sie sagten: „Diese Auskunft genügt, um euch bezahlt zu machen, auch wenn eure Schuld noch größer wäre." Die Nachbarinnen, die dabei standen, sagten: „Ihr Herren, das ist ein unschuldiger Junge und er war erst seit einigen Tagen bei diesem Edelmann und weiß von ihm nicht mehr als Euer Gnaden; der arme Teufel ist immer zu unserem Hause gekommen und wir haben ihm aus Mitleid zu essen gegeben und nachts kehrte er zu seinem Herrn zurück." Und da meine Unschuld erkannt war, ließen sie mich frei und ledig.

Nun verlangten der Schutzmann und der Schreiber ihre Gebühren von dem Mann und der Alten. Darob entstand aber großer Streit und Lärm; denn diese behaupteten, sie seien nicht verpflichtet zu zahlen, weil nichts vorhanden sei und keine Beschlagnahme stattgefunden habe. Jene aber sagten, sie hätten ein anderes wichtigeres Geschäft um dieses willen versäumt. Schließlich, nach langem Schreien, trug ein Gerichtsdiener das alte Bett des Weibes fort, an dem er nicht schwer zu schleppen hatte, und nun gingen alle fünf schreiend weg,

und ich weiß nicht, wie die Sache ausging. Wahrscheinlich mußte das elende Bett für alle herhalten und es fand damit noch eine gute Verwendung, da es in der Zeit, in der es von seinen vergangenen Strapazen hätte ausruhen sollen, in die Miete gegeben worden war.

In solcher Weise verließ mich mein armer dritter Herr, und ich konnte jetzt so recht mein heilloses Geschick erkennen. Denn indem es alles zeigte, was es gegen mich vermochte, ließ es mich die verkehrtesten Dinge erfahren: während sonst die Burschen den Herren entlaufen, war es bei mir umgekehrt; mir war mein Herr durchgegangen.

Viertes Hauptstück.

Wie Lazaro zu einem barmherzigen Bruder kam und was ihm mit demselben begegnete.

Ich mußte den vierten Herrn suchen, und dies war ein barmherziger Bruder. Meine Nachbarinnen hatten mich zu ihm geschickt; sie nannten ihn nur Herr Vetter. Er war ein großer Feind der Messen und der Klosterküche und beschäftigte sich gern mit weltlichen Angelegenheiten und Besuchemachen, so daß er, wie ich glaube, mehr Schuhe zerriß als alle anderen Klosterbrüder zusammen. Er gab mir auch die ersten Schuhe, die ich in meinem Leben trug. Dieselben hielten aber keine acht Tage und auch ich selber konnte mit ihm nicht länger gleichen Schritt halten. Und deshalb und um anderer kleiner Dinge willen, die ich lieber verschweige, verließ ich ihn.

Fünftes Hauptstück.

Wie Lazaro zu einem Ablaßkrämer kam und was er mit ihm erlebte.

Mein Glück führte mich zu dem fünften Herrn. Dies war der frechste und schamloseste Ablaßkrämer und abgefeimteste Betrüger, den ich, und ich glaube die Welt je sah und je sehen werden: so vielerlei Kniffe wußte er und so viel neue erfand er. Wenn er in die Dörfer kam, wo er den Ablaß zu verkaufen hatte, bot er zunächst den Geistlichen einige Sächelchen von geringem Werte zum Geschenk an, ein Salathäuptel aus Murcia, wenn es gerade in diese Zeit fiel, ein paar Zitronen oder Orangen, einen Pfirsich, ein paar Aprikosen [1] oder Bergamottenbirnen. So gewann er ihre Gunst, daß sie sein Geschäft förderten und die Gläubigen aufforderten, den Ablaß zu kaufen; schon wenn er ihnen seinen Gruß entbot, wußte er herauszukriegen, wes Geistes Kinder sie waren. Wenn sie verrieten, daß

[1] Duranzen, wie man in Wien mit dem leicht abgeänderten spanischen Worte heute noch eine Gattung Pfirsiche mit festem Fleische bezeichnet.

sie Latein verstanden, so sprach er kein lateinisches Wort, um nicht einen Bock zu schießen, sondern tischte irgend ein hübsches, kurzweiliges und gepfeffertes Geschichtchen auf. Wenn er aber merkte, daß die besagten Geistlichen zu den Hochwürdigen gehörten, das heißt zu denjenigen, welchen mehr ihr Geld als ihre Wissenschaft und Würde zum Amte verholfen, so spielte er den heiligen Thomas bei ihnen und sprach zwei Stunden lang Latein, wenigstens etwas, das wie Latein aussah. Wenn man ihm die Ablässe nicht in Gutem abnahm, so suchte er sie mit Gewalt anzubringen und plagte die Leute auf die verschiedenste Art. Ein andres Mal wandte er schlaue Mittelchen an, die alle aufzuzählen mich zu weit führen würde. Ein einziges Beispiel mag genügen, um seine Schlauheit und Findigkeit zu beweisen.

In einem Orte des Sprengels von Toledo hatte er zwei oder drei Tage gepredigt und seine gewöhnlichen Künste spielen lassen; aber niemand hatte ihm einen Zettel abgenommen, noch schien mir jemand dazu Lust zu haben. Er war wütend darüber und dachte nach, was er jetzt anfangen solle, und beschloß endlich, die Leute auf den Morgen des andern Tags einzuladen, um zum letztenmal den Ablaß auszubieten. In der Nacht zuvor aber spielte

er und der Schutzmann, den er mit hatte, nach dem Abendessen um die Zeche, und die beiden kamen über dem Spiel in Streit und Wortwechsel. Mein Herr nannte den Schutzmann einen Räuber, dieser ihn einen Fälscher; darauf erfaßte mein Herr einen Spieß, der bei der Thür des Zimmers lehnte, wo sie spielten. Der Schutzmann legte die Hand an den Degen an seiner Seite: bei dem Lärmen und Schreien, das wir alle erhoben, stürzten die Gäste und Nachbarn herbei und legten sich ins Mittel, die beiden aber suchten sich wütend loszumachen, um einander anzugreifen. Aber da bei dem großen Lärmen immer mehr Leute herbeikamen und sie sahen, daß sie sich mit den Waffen nichts anhaben konnten, warfen sie sich Schimpfreden zu, und der Schutzmann sagte meinem Herrn unter anderem, er sei ein Fälscher und die Bullen, die er in seinen Predigten anpreise, seien unecht. Schließlich schleppten die Leute, da sie anders nicht Ruhe stiften konnten, den Schutzmann von der Herberge weg. So blieb mein Herr allein mit seinem Zorn zurück, und nachdem ihm die Gäste und Nachbarn zugeredet hatten, seinen Zorn fahren zu lassen und schlafen zu gehen, legten wir uns alle nieder.

Als der Morgen kam, ging mein Herr nach der Kirche, um nach der Beendigung der Messe und

Predigt zum letztenmal seinen Ablaßhandel zu beginnen. Das Volk kam zusammen und man hörte unter demselben murren, die Ablaßzettel seien unecht und der Schutzmann selber habe dies in seinem Streit entdeckt. Nachdem sie also ohnedies keine Lust zum Kaufen gehabt hatten, war ihr Widerwille vollends groß geworden. Mein Herr Ablaßkrämer bestieg die Kanzel und begann seine Predigt und ermahnte die Leute, doch nicht auf so großen Segen und Sündennachlaß zu verzichten, als er ihnen mit der heiligen Bulle biete. Während er nun mit seiner Predigt so recht im Zuge war, trat der Schutzmann durch die Kirchenthür ein, unterbrach die Predigt, indem er sich erhob und mit lauter, langsamer, allen vernehmlicher Stimme sprach: „Ihr lieben Leute, schenkt mir ein wenig Gehör, nachher könnt ihr dann anhören, wen ihr wollt. Ich bin mit diesem Betrüger, der da predigt, hierher gekommen; derselbe hat mich bethört und mir gesagt, ich solle ihm bei seinem Geschäfte beistehen, wir würden den Gewinn dann teilen; nun aber sehe ich ein, wie ich mein Gewissen und euern Geldbeutel schädigen würde; ich bereue mein Thun und erkläre euch offen, daß der Ablaß, den er predigt, falsch ist. Glaubt ihm nicht, kauft ihm nichts ab, ich will weder mittelbar noch

unmittelbar mit diesen Sachen mehr etwas zu thun haben; in diesem Augenblick lege ich meinen Amtsstab nieder und wenn dieser da eines Tags wegen seiner Fälschungen zur Strafe gezogen werden wird, so müßt ihr mir bezeugen, daß ich nicht mehr zu ihm halte, noch ihm beistehe, sondern vielmehr euch über seine Schlechtigkeit aufkläre."

Damit beschloß er seine Ansprache. Einige anständige Leute, die da waren, wollten aufstehen und den Schutzmann aus der Kirche werfen, um dem Skandal ein Ende zu machen. Aber mein Herr hielt sie zurück und befahl ihnen, bei Strafe der Exkommunikation, ihn nicht zu stören, sondern alles sagen zu lassen, was er wolle. Als der Schutzmann schwieg, frug ihn mein Herr, ob er nicht noch mehr vorbringen wolle, als er schon gesagt. Dieser antwortete: „Noch gar vieles könnte ich von Euch und Eurem Betruge sagen, aber für jetzt mag es genug sein." Und nun kniete der Ablaßkrämer auf der Kanzel nieder, faltete die Hände, schlug die Augen zum Himmel auf und sprach: „Allmächtiger Gott, dem nichts verborgen, vielmehr alles offenkundig ist, dem nichts unmöglich, vielmehr alles möglich ist, du kennst die Wahrheit und wie ungerecht ich hier angegriffen werde. Was nun mich angeht, so verzeihe ich dem Manne, damit du, o Herr, auch mir

verzeihest; achte nicht auf ihn, denn er weiß nicht, was er thut und sagt, aber die Sünde, die er gegen dich begangen, diese, also flehe ich dich an und bitte dich um der Gerechtigkeit willen, diese laß nicht hingehen, denn es ist vielleicht jemand anwesend, der diesen heiligen Ablaß nehmen möchte und es nun unterlassen will, indem er den falschen Worten dieses Menschen glaubt; dies wäre aber ein solcher Schaden für meinen Nebenmenschen, daß ich dich anflehe, o Gott, schweige nicht dazu, sondern thue ein Wunder und gib folgendes Zeichen: Wenn Wahrheit ist, was dieser Mann sagt, und ich ein Uebelthäter und Fälscher bin, so möge diese Kanzel mit mir zusammenbrechen und sieben Ellen tief unter die Erde fahren, damit wir nie mehr zum Vorscheine kommen. Und wenn Wahrheit ist, was ich sage, und dieser, verführt vom Teufel, daß er die hier Anwesenden eines so hohen Segens beraube, Lüge spricht, so möge er seine Strafe erhalten und allen seine Bosheit offenbar werden."

Kaum hatte mein frommer Herr sein Gebet vollendet, brach der böse Schutzmann wie vom Schlage gerührt zusammen und schlug so heftig auf den Boden nieder, daß die ganze Kirche widerhallte; und er begann zu brüllen, Schaum aus dem Munde zu werfen und diesen zu verdrehen, sein

Gesicht zu verzerren, mit Händen und Füßen um sich zu schlagen und sich auf dem Boden hin und her zu wälzen. Der Lärm und das Geschrei der Leute war so groß, daß keiner mehr den andern hörte; die einen waren von Furcht und Entsetzen ergriffen, die andern sprachen: „Gott steh' ihm bei!", wieder andere: „Es geschieht ihm schon recht, warum hat er so falsches Zeugnis abgelegt!" Endlich traten einige von den Anwesenden, wie mir schien, nicht ohne große Angst, hinzu und faßten ihn bei den Armen, mit denen er den Nächststehenden gewaltige Stöße versetzte; andere zogen ihn bei den Beinen und hatten viel zu leiden, denn der bösartigste Maulesel schlug nicht so heftig aus wie er. So hielten sie ihn eine Zeitlang, mehr als fünfzehn Menschen waren über ihm und allen gab er vollauf zu schaffen, wenn sie sich vor seinen Püffen wahren wollten.

Während dieses ganzen Vorganges blieb mein Herr knieend auf der Kanzel, Hände und Augen zum Himmel gerichtet, wie ein Verzückter, und Lärm und Geschrei in der Kirche konnten ihn nicht in seiner göttlichen Betrachtung stören. Endlich stiegen die guten Leute zu ihm hinauf, riefen ihn an, weckten ihn auf und baten ihn, dem armen Sterbenden beizustehen und nicht auf das Vergangene, auf seine Sünden zu schauen, für die er

ja schon gebüßt habe, sondern wenn er etwas thun könne, um ihn aus seiner Gefahr und Not zu erlösen, so möge er es um Gotteswillen thun, um so mehr, als sie jetzt klar die Sünde des Schuldigen und seine eigene Wahrheitsliebe und Frömmigkeit erkennen, nachdem auf seine Bitte und Anklage der Herr nicht mit der Strafe gezögert habe.

Der Ablaßkrämer sah sie an wie jemand, der aus einem süßen Schlaf aufwacht, dann sah er den Uebelthäter und alle Umstehenden an und sprach in gar feierlichem Tone zu ihnen: „Lieben Leute, ihr solltet nie für einen Menschen bitten, an dem Gott ein so sichtbarliches Zeichen gethan. Aber da er uns befiehlt, nicht Böses mit Bösem zu vergelten, und Beleidigungen zu verzeihen, so können wir ihn vertrauensvoll anflehen, zu erfüllen was er uns befiehlt, und dem zu verzeihen, der ihn beleidigte, indem er seinem heiligen Glauben entgegentrat. Damit stieg er von der Kanzel herab und empfahl allen sehr demütig, unseren Herrn zu bitten, diesem Sünder zu verzeihen, ihm seine Gesundheit und Vernunft zurückzugeben und den Teufel aus ihm zu treiben, wenn diesem der Allerhöchste, wegen seiner großen Sünde, gestattet habe, in ihn zu fahren.

Alles kniete nieder und begann vor dem Altar mit den Geistlichen leise eine Litanei zu singen,

und mein Herr kam mit dem Kreuz und Weihwasser, sang dann über ihm, hob die Hände und die Augen zum Himmel empor, so daß von letzteren nur noch ein bißchen Weißes zu sehen war, und begann dann ein langes, frommes Gebet, das alle zu Thränen rührte, wie bei den Passionspredigten Prediger und fromme Zuhörer zu weinen pflegen. Er bat unsern Herrn, da er ja nicht den Tod des Sünders wolle, sondern sein Leben und seine Bekehrung, diesem vom Teufel besessenen und zu einer Todsünde verführten Menschen zu verzeihen und Leben und Gesundheit zu schenken, damit er bereue und seine Sünden bekenne. Hierauf ließ er einen Ablaßzettel kommen und legte ihm denselben auf den Kopf, worauf der arme Schutzmann allmählich sich erholte und zu sich kam. Sowie er aber wieder ganz bei Sinnen war, warf er sich dem Ablaßkrämer zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und bekannte, er habe seine Lügen durch den Mund und auf Befehl des Teufels vorgebracht, einmal um ihm zu schaden und sich an ihm für die erlittenen Beleidigungen zu rächen und dann hauptsächlich, weil der Teufel sich sehr über das viele Gute ärgere, das hier mit dem Verkaufe des Ablasses gestiftet werde.

Mein Herr verzieh ihm und sie schlossen wieder Freundschaft miteinander, und alles drängte sich

so, Ablaßzettel zu nehmen, daß fast keine lebende Seele im Dorf ohne einen solchen blieb, Mann und Weib, Söhne und Töchter, Knaben und Mädchen. Die Kunde von dem Vorfalle verbreitete sich in den umliegenden Ortschaften, und als wir dorthin kamen, bedurfte es keiner Predigt und keines Kirchenbesuchs, sondern die Leute kamen, um uns die Zettel abzunehmen wie Birnen, die man verschenkt. So brachte mein Herr in zehn oder zwölf umliegenden Ortschaften ebenso viele tausend Ablaßzettel ohne Predigt an.

Als damals der Streich gespielt wurde, so bekenne ich, war ich selber auch erschreckt darüber und glaubte daran, wie so viele andere. Als ich aber dann das Lachen und Spotten meines Herrn und des Schutzmanns über das Geschäft sah, merkte ich, wie dieser von meinem schlauen und erfinderischen Herrn zu der Sache abgerichtet worden war, und obwohl ich noch ein Junge war, konnte ich ihn nicht mehr recht leiden und ich sagte bei mir: „Wie viele solche Streiche mögen dem unschuldigen Volke von solchen Spöttern gespielt werden!“ Schließlich blieb ich bei diesem meinem fünften Herrn noch ungefähr vier Monate, während deren ich gar mancherlei durchzumachen hatte.

Sechstes Hauptstück.

Wie Lazaro zu einem Kaplan kam und was ihm bei demselben begegnete.

Hierauf nahm ich Dienst bei einem Tamburinmaler als Farbenreiber und hatte wiederum tausenderlei Schlimmes zu erfahren. Inzwischen war ich zu einem stattlichen Burschen herangewachsen. Einem Kaplan gefiel ich, als ich einmal in den Dom eintrat, er nahm mich in seinen Dienst, überantwortete mir einen Esel, vier Wasserkrüge und eine Peitsche, und ich fing an, Wasser in der Stadt zu verkaufen. Dies war die erste Stufe, die ich hinaufstieg, um zu einem guten Leben zu gelangen.

Ich hatte täglich meinem Herrn dreißig Maravedis als Verdienst zu bringen, an den Samstagen gehörte mir der ganze Verdienst, sowie alles, was ich in der Woche über dreißig Maravedis einnahm. Bei dieser Verrichtung befand ich mich so wohl, daß ich am Ende von vier Jahren, während deren ich tüchtig zu verdienen suchte, mich recht

anständig mit abgetragenen Kleidern ausstatten konnte. Ich kaufte ein altes Wams von Barchent, einen abgeschabten Rock mit geschlitzten und offenen Aermeln, einen geflickten Mantel und einen Degen mit einer guten alten Klinge aus Cuellar. Als ich mich so anständig gekleidet hatte, sagte ich meinem Herrn, er solle seinen Esel wieder zu sich nehmen, ich hätte genug an diesem Geschäfte.

Siebentes Hauptstück.

Wie Lazaro zu einem Gerichtsboten kam und was ihm mit demselben zustieß.

Nachdem ich mich von dem Kaplan verabschiedet hatte, kam ich als Mensch, der die Gerechtigkeit liebte, zu einem Gerichtsboten. Aber ich hielt es nicht lange bei demselben aus, da mir das Amt gefährlich schien, besonders nachdem uns in einer Nacht etliche Kerle aus ihren Schlupfwinkeln überfallen und mit Steinen und Prügeln angegriffen hatten. Meinen Herrn, der sich ihnen entgegenstellte, richteten sie übel zu; aber mich konnten sie nicht erwischen.

So gab ich denn dieses Amt wieder auf und ich dachte nur noch darauf, mir eine Stellung zu meinem Lebensunterhalte zu verschaffen, in der ich der Ruhe pflegen und etwas für mein Alter zurücklegen könnte. Da gefiel es Gott, mich zu erleuchten und auf den rechten Weg zu bringen, und durch die Begünstigung, die ich durch Freunde und Herren fand, fand ich für alle seither ausgestandenen Mühen

und Strapazen Entschädigung in dem, was ich jetzt erlangte, nämlich einem königlichen Amte; und ich erkannte, daß es keinem recht gut gehen könne, wenn er nicht ein solches besitze. In diesem Amte nun stehe ich heute noch, als ein Diener Gottes und der Menschen. Ich muß nämlich die Weine, die in der Stadt feil sind, Versteigerungen und verlorene Sachen ausrufen, denjenigen, welche gerichtliche Strafen erdulden, Gesellschaft leisten und mit lauter Stimme ihre Verbrechen verkünden. Ich bin mit einem Wort öffentlicher Ausrufer. Und es ist mir so gut dabei gegangen und ich habe mich so leicht darein geschickt, daß fast alles, was das Amt berührt, durch meine Hand geht; so daß, wer nur in der ganzen Stadt Wein oder sonst etwas zu verkaufen hat, kein gutes Geschäft zu machen glaubt, wenn sich Lazaro nicht damit befaßt.

Damals kam ich in meiner Eigenschaft als Ausrufer von Wein auch in Verkehr mit dem Herrn Erzpriester von der Kirche zum heiligen Erlöser. Derselbe sah, wie geschickt ich war und wie ordentlich meine Aufführung, und faßte den Plan, mich mit einer seiner Mägde zu verheiraten. Und da ich wohl einsah, daß mir von einem so angesehenen Manne nur Glück und Segen kommen könne, so willigte ich ein und heiratete die Magd und hatte

dies auch bis heute noch nicht zu bereuen. Denn außerdem, daß sie ein gutes, fleißiges und diensteifriges Weib ist, genieße ich bei meinem Herrn Erzpriester jede Gunst und Hilfe; er schenkt mir auch stets im Jahre mehrmals einen Sack Weizen, auf Ostern Fleisch, dann und wann Brot, auch läßt er mir seine alten Hosen. An Sonn- und Festtagen essen wir fast immer in seinem Hause, neben welchem er für uns ein Häuschen gemietet hatte.

Böse Zungen freilich, die niemals feiern, lassen uns nicht in Ruhe, und schwatzen dies und das, weil sie sehen, daß mein Weib zu ihm geht, um ihm sein Bett zu machen und sein Essen zu kochen. Gott möge sie behüten, daß sie die Wahrheit sagen! Denn abgesehen davon, daß sie nicht das Weib ist, sich um derlei Thorheiten zu kümmern, hat mir mein Herr zugesagt, was er wohl auch halten wird. Er sprach nämlich eines Tages lange mit mir in ihrer Gegenwart und sagte: „Lazaro von Tormes, wer auf das Gerede böser Zungen achtet, wird nie seines Lebens froh. Dies sage ich dir, weil es mich nicht wunder nähme, wenn dieser und jener darüber klatschte, daß er dein Weib in meinem Haus ein und aus gehen sieht; sie kommt aber zu mir in allen Ehren für dich und sich selber, dies kann ich dir zusagen. Darum beachte nicht, was

sie etwa sagen, sondern nur, was dich angeht, das heißt, deinen Vorteil." — „Herr," antwortete ich, „ich bin entschlossen, mich nur an die anständigen Leute zu halten, freilich haben mir schon einige meiner Freunde von dergleichen Dingen gesprochen und mir auch schon des öftern versichert, daß meine Frau vor unserer Heirat schon dreimal Mutter geworden sei, wenn ich solches, in ihrer Gegenwart, vor Euch sagen darf."

Da verschwor sich meine Frau dermaßen, daß ich glaubte, das Haus müsse mit uns einstürzen, und dann fing sie an, zu weinen und tausend Flüche auf denjenigen zu schleudern, der sie mit mir verheiratet, so daß ich wünschte, ich wäre lieber gestorben, als daß dieses Wort mir aus dem Munde gekommen wäre, aber ich von meiner Seite und mein Herr von der andern redeten ihr so lange und freundlich zu, bis sie zu weinen aufhörte, nachdem ich ihr noch eidlich versichert hatte, daß ich nie in meinem Leben mehr davon sprechen werde und daß ich damit einverstanden und glücklich darüber sei, wenn sie bei Tag und Nacht im Hause des Erzpriesters aus und ein gehe, weil ich ja Vertrauen auf ihre Treue habe.

So blieben wir alle drei in herzlichem Einvernehmen beisammen; bis auf den heutigen Tag hat

niemand gehört, daß wir auf den Fall zurückgekommen wären. Im Gegenteil, wenn ich merke, daß einer mir etwas darüber sagen will, so rücke ich ihm mit den Worten auf den Leib: „Schaut, wenn Ihr mein Freund seid, so sagt mir nichts, was mich betrübt, denn ich halte den nicht für meinen Freund, der mich betrübt oder mich gar mit meiner Frau überwerfen will, die ich über alles in der Welt und mehr als mich selbst liebe. Hat mir doch Gott mit ihr tausendfache Gnade, und mehr als ich verdiene, erwiesen, und ich könnte auf die heilige Hostie schwören, daß sie ein so gutes Weib ist wie nur irgend eine, die sich innerhalb der Mauern Toledos befindet, und wer mir widersprechen wollte, der hätte es mit mir zu thun." So sagen sie mir nichts mehr, und ich habe Frieden in meinem Hause.

Solches ging im nämlichen Jahre vor, als unser siegreicher Kaiser in diese berühmte Stadt Toledo einzog und hier den Landtag abhielt, wobei jene großen Festlichkeiten und Vergnügungen stattfanden, von denen du, lieber Leser, gehört haben wirst.

Zu dieser Zeit aber erfreute ich mich des besten Wohlergehens und befand mich auf dem Gipfel allen Glückes.

---

* * *

Wie Lazaro in Toledo mit etlichen Deutschen Freundschaft schloß und was ihm mit ihnen begegnete.

Zu dieser Zeit ging es mir denn ganz nach Wunsche und ich befand mich auf dem Gipfel alles Glücks. Da ich als Probe dessen, was ich ausrief, stets einen großen Krug des süßen Saftes, der in der Gegend wächst, bei mir hatte, so erwarb ich mir so viele Freunde unter Einheimischen und Fremden, daß mir, wohin ich auch kam, keine Thür verschlossen blieb. Ja ich war so sehr der allgemeine Liebling, daß ich glaube, wenn ich einen Mord begangen hätte oder in eine andere schlimme Lage gekommen wäre, so hätte jedermann für mich Partei genommen und ich bei diesen meinen Gönnern jede Hilfe gefunden. Ich sah aber auch darauf, daß besonders meine deutschen Freunde nie an trockener Kehle litten. Ich suchte sie auf, um sie dahin zu führen, wo man den besten in der Stadt trank, und wir lebten da herrlich und in Freuden: und gar manches Mal kam es vor, daß wir auf unseren Füßen ins Wirtshaus hinein-, auf fremden

herausgingen. Das beste von allem aber war, daß ich während dieser ganzen Zeit keinen Pfennig ausgab, noch meine Freunde mich etwas zahlen ließen. Im Gegenteil, wenn ich je einmal den Beutel zog und mich anstellte, als wollte ich zahlen, da nahmen sie's für eine Beleidigung, warfen mir strenge Blicke zu und sagten: „Nit, nit! Ja, so wahr als dir Gott helfe! . . . wir sind Landsknechte!“[1] womit sie mich zurechtweisen und sagen wollten, daß wo sie seien, niemand das geringste zahlen dürfe.

Ich war ganz verliebt in diese Leute, denn hiermit nicht genug, füllten sie mir auch, so oft wir zusammenkamen, Hosen- und Rocktaschen mit geräuchertem Schinken, fein gewürzten und in kräftigem Wein gekochten Hammelsfüßen und mit Ueberbleibseln von Eingepökeltem und Brot, so daß ich und mein Weib daheim eine ganze Woche lang zu

[1] „Nite, nite, Asticot, lanz,“ diese in das Spanische eingestreuten deutschen Worte finden wohl hiermit ihre beste Uebersetzung und Deutung. Nite, spät mittelhochdeutsch, eigentlich: mit Nichten. Dem asticot entspricht möglichst genau das schweizerische: Ja, 's der Gott! (in Bern) oder: Jä, 's der Gott! (Schwarzwald) als Ausdruck der Beteuerung. 's = as = als, also vollständig: Ja, so wahr als dir Gott helfe! An das französische asticoter: reizen, dürfte schwerlich zu denken sein. lanz kennen wir bereits als die bei den Spaniern übliche Abkürzung für: Landsknechte.

essen hatten. Bei diesem Ueberflusse gedachte ich meiner vergangenen Hungerzeit und lobte den Herrn und dankte ihm für seine Fügungen mit den Menschen und Zeiten. Aber wie es im Sprichworte heißt, wer dir Gutes erzeigt, wird von dir gehen oder sterben. So erging es mir: der Hof verließ Toledo wieder, wie er zu thun pflegte, und bei der Abreise drangen meine lieben Freunde sehr in mich, mit ihnen zu gehen, sie würden in allem für mich sorgen; aber ich erinnerte mich an das Sprichwort: Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache, dankte ihnen für ihren guten Willen und nahm unter vielen Küssen und Thränen Abschied von ihnen.

Meiner Treu, wenn ich nicht verheiratet gewesen wäre, so hätte ich mich nicht von ihrer Gesellschaft getrennt, denn diese Leute sind sehr nach meinem Geschmack und Sinne. Sie führen auch ein sehr angenehmes Leben, sind nicht anmaßend und anspruchsvoll und bedenken und zieren sich nicht, in die nächste beste Schenke einzutreten und die Mütze abzunehmen, wenn nur der Wein es wert ist: offene, ehrliche Leute und so gut mit allem versehen, daß ich Gott bitte, mich nie in schlechtere Gesellschaft zu bringen, wenn ich einen guten Durst habe.

Die Geschichte des Büchleins von Lazarillo, welche mit mir zu verfolgen ich nunmehr den Leser einlade, ist eine so wundersame, daß man gerade kein leidenschaftlicher Bücherfreund sein muß, um ihr einige Aufmerksamkeit zu gönnen. Unser gelehrter Landsmann Ferdinand Wolf meinte, Diego Hurtado von Mendoza, von dem wir nicht ohne Absicht schon des öftern gesprochen, habe das Büchlein in seiner Jugend geschrieben, aus guten Gründen aber erst 1553 zu Antwerpen ohne Namensangabe drucken lassen, und dasselbe habe sogleich derartigen Beifall gefunden, daß es schon im nächsten Jahr ebendort und zu Burgos neu aufgelegt worden sei.

Indem wir aber vorderhand die Frage der Verfasserschaft ruhen lassen wollen, müssen wir vorausschicken, daß noch nie jemand, selbst nicht der in der Büchergeschichte so bewanderte Franzose Brunet [1], jene Antwerpener Ausgabe von 1553 gesehen zu haben behauptet hat.

Wohl aber sind uns die drei schon oben genannten Ausgaben bekannt, die im Jahre 1554 zu Antwerpen, Burgos und Alcala de Henares erschienen sind. Die erstere ist uns in der Wiener Hofbibliothek, die letztere

---

[1] Manuel, 1862, unter: Hurtado de Mendoza.

im Britischen Museum aufbewahrt. Die Ausgabe von Burgos aber hatte seither, wenn nicht als verschollen, so doch als unzugänglich gegolten. Man wußte nur, daß ein Exemplar derselben, aus der Bücherei eines Mailänder Sammlers stammend, in Paris 1857 in einer Versteigerung durch den Buchhändler L. Potier verkauft worden war. Ein anderes Exemplar, aus dem Besitze des Obersten Stanley, war 1813 vom sechsten Herzog von Devonshire um 31 Pfund 10 Schilling als „erste Ausgabe" gekauft worden und befindet sich noch heute in dessen Bücherei auf dem Schlosse von Chatsworth [1].

Nun ist es uns gelungen, Einsicht in diese Urausgabe des Lazarillo zu gewinnen und sie mit den andern Ausgaben zu vergleichen. Herr Privatdozent Dr. Ottokar Weber aus Prag hatte die außerordentliche Liebenswürdigkeit, auf meine Bitte von London, wo er sich gerade anderweitiger Studien halber befand, nach Chatsworth zu reisen und den kostbaren Schatz zu besichtigen. Und so können wir denn hier zum erstenmal feststellen, daß die Ausgabe von Burgos, was Inhalt und Einteilung betrifft, vollkommen mit der Antwerpener von 1854 übereinstimmt, nur daß die erstere mit Holzschnitten geschmückt ist, die in der letzteren fehlen [2]. Die Ant-

---

[1] Chatsworth. Book-case oct. Ia. Shelf H.

[2] Das Format ist 10 cm breit, 16 cm hoch; der Titel: „Das Leben Lazarillos von Tormes. Von seinen Leiden und Freuden (de sus fortunas y adversidades) 1554". Nach dem Titelblatt, das auf der Rückseite blank ist, folgt das Vorwort und dann die sieben Hauptstücke (Tractados), ohne Titelblatt im ganzen 46 Blätter. Der gotische Druck ist sehr

werpener erste Ausgabe enthält auf der ersten Seite unterhalb des gleichlautenden Titels die Angabe: „In Antwerpen bei Martin Nucio (Nuyts) 1554. Mit kaiserlichem Privilegium. Zu dem Schilde der zwei Störche“ [1]. Nach dem Vorworte steht zu lesen: „Seine Majestät genehmigt, daß Martin Nucio allein dieses Buch in der Frist von fünf Jahren drucken dürfe, und verbietet allen andern Druckern, das Gleiche zu thun, bei schweren

---

deutlich. Auf der letzten Seite steht nach dem Ende des Textes: „Gedruckt in Burgos bei Juan von Junta. Im Jahr 1554.“ Ueber dem Titel ist eine männliche Gestalt in Richtertoga mit Kappe abgebildet, die sich vor dem fünften Hauptstück wiederholt; dann die Gestalt des Lazarillo, die am Beginne jedes Hauptstücks in Verbindung der jeweilig angeführten Person wiederkehrt, in demütiger Haltung, barhaupt, mit Mantel und langem, oben gekrümmtem Stabe; und ein Haus. Vorwort und Hauptstück eins und zwei haben nur die Anfangsbuchstaben des Textes vergrößert und verziert. Bei Hauptstück drei bis sieben stehen jedoch am Textanfang (daher dieser kurzzeilig gehalten ist) neben Lazarillo: Hauptstück drei: ein Ritter, Hauptstück vier: ein Mönch mit großem Rosenkranze, Hauptstück sechs: ein Weltgeistlicher, Hauptstück sieben: ein Mann mit Schwert. Die Seiten sind nicht mit Zahlen versehen, aber das Blatt des Vorwortes hat unten auf dem Rekto die Bezeichnung A II, das nächste Blatt ebenfalls auf dem Rekto A III, dann A IIII, dann folgen vier unbezeichnete Blätter; dann B, B II, B III, B IIII, dann wieder vier unbezeichnete Blätter und so weiter C, D, E, F . . . Nach F IIII kommen nur drei unbezeichnete Blätter.

[1] Die zwei Störche streiten sich um einen Wurm, und das Schild trägt den Wahlspruch: Pietas homini tutissima virtus.

Strafen, wie deutlicher zu sehen in der Urkunde des Privilegiums. Gezeichnet Facuwes."

Die im Britischen Museum (1074 d/b 21) befindliche, mit fünf andern spanischen Geschichten in einen Band gebundene Ausgabe hat dasselbe Format und denselben Titel wie diejenige von Burgos und Antwerpen. Unter dem Titel heißt es: „Neu gedruckt, verbessert und neuerdings vermehrt in diesem zweiten Druck. Verkäuflich in Alcala de Henares, bei Buchhändler Salzedo 1554." Das Titelblatt ist mit einem Holzschnitte, den Blinden und seinen Führer darstellend, geziert. Die Bezeichnung der Seiten ist die nämliche wie in der Ausgabe von Burgos[1]. Der Druck ist derselbe wie in der Ausgabe von Burgos, nur weniger sauber, mit einigen Druckfehlern, und auf schlechterem Papier. Auch die Einteilung in Vorwort und sieben Hauptstücke ist dieselbe, obwohl auf Fol. XLV (überdies in LXV verdruckt) steht: octavo. Die Abkürzungen sind im Anfange gewöhnlich ausgeschrieben und werden gegen das Ende sehr häufig. Auf dem Rücken der letzten Seite steht: „Dieses Werk wurde in Alcala de Henares bei Buchhändler Salzedo gedruckt, den 26. Februar 1554": eine Zeitangabe, die sich schwer mit der Vermutung vereinigen läßt, daß wir hier schon einen Nachdruck der gleichfalls

---

[1] Das Titelblatt ohne Bezeichnung, dann A II, A III ..., nur geht die Bezeichnung hier stets bis A .. B .. F V, worauf nur drei unbezeichnete Blätter folgen, nach F V nur ein Blatt. Außerdem ist noch eine Seitenbezeichnung auf Rekto rechts oben, die auf dem dritten Blatte einsetzt mit Fol. III und weiter läuft bis Fol. XLVI.

im Jahr 1554 zu Burgos erschienenen Ausgabe vor uns haben. Unter dieser Angabe befindet sich ein Holzschnitt, darstellend eine Frau, auf einer Truhe sitzend, einen Hund auf dem Schoß, daneben ein Baum und ringsherum die Worte: Pacientia vincit malicia (!).

Die angeblichen Verbesserungen, die der Verleger Salzedo rühmt, wird man vergeblich suchen. Wenn hier übrigens im dritten Hauptstücke der eitle Edelmann von seinem Diener mit dem Grafen Alarcos oder dessen Kammerdiener verglichen wird, statt wie in den Ausgaben von Burgos und Antwerpen mit dem Grafen Arcos, so scheint auch dies eine Verbesserung von zweifelhaftem Werte. Von dem 1492 gestorbenen letzten Grafen Arcos, der sich im Kriege von Granada auszeichnete, ist just nicht bekannt, daß er auf sein Aeußeres so viel wie unser Edelmann gehalten habe. Ebensowenig von dem Grafen Alarcos, dessen blutige That an seiner Frau eine Romanze besingt. Dagegen hat wohl der gelehrte A. Morel-Fatio recht, wenn er vermutet, es liege hier entweder eine Verwechselung der Romanzen von Alarcos und von Claros (von Montalban) zu Grunde, dessen Prachtgewänder in der Romanze ausführlich beschrieben sind; oder es seien einfach durch einen Druckfehler die ersten Buchstaben von Alarcos weggefallen.

Von noch zweifelhafterem Wert aber ist die Vermehrung des Textes, durch die sich die Ausgabe von Alcala auszeichnen soll. Und es ist wohl kein bloßer Zufall, daß spätere Ausgaben ein wertloses kleineres Einschiebsel in das Hauptstück vom Blinden und ein ebenso nichtssagendes größeres Anhängsel an das Hauptstück vom Ablaßkrämer unberücksichtigt ließen. Um so ver-

hängnisvoller wurden aber die paar Worte, welche in Salzedos Ausgabe dem Schlusse des ursprünglichen Textes noch angehängt wurden: „Von dem, was mir seitdem noch des weiteren begegnet ist, werde ich Euer Gnaden noch berichten[1].“ Denn mochte es am Ende noch hingehen, in jenes Hauptstück vom Ablaßkrämer, in welches der Verfasser vielleicht, wie wir schon andeuteten, volkstümliche Geschichtchen verflochten, willkürlich ein neues Stück einzuschieben, so hieß es sowohl die künstlerische Anlage des Romans als die sittliche Absicht seines Verfassers verkennen, wenn man den Markstein, bis zu welchem die Handlung geführt war, in unendliche Ferne rücken und das strenge Sittengemälde in eine kunterbunte Abenteuererzählung umwandeln zu dürfen glaubte.

Unser Schelmenroman ist, wie es schon im Vorworte heißt, darauf angelegt, das Verdienst derjenigen zu beleuchten, die trotz ihres ungünstigen Sternes durch kräftiges und ausdauerndes Rudern in den Hafen des Glücks einlaufen. Und dieser Leitfaden ist durchaus festgehalten. Die Erzählungen des Knaben Lazarillo sollen zeigen, wie löblich es sei, aus niedrigem Stande sich emporzuschwingen; und gleich im Beginne wird der Leser darauf vorbereitet, daß sich die Weissagung des Blinden, Lazarillo werde dereinst durch den Wein das höchste Glück erreichen, an ihm vollständig bewährt habe. Nachdem er die Schule des Hungers bei dem blinden Landstreicher, dem Geistlichen und dem Edelmanne durchgemacht und die Einfalt der Kindheit abgestreift, kam er bei dem barmherzigen Bruder in den Besitz der ersten Schuhe

[1] De lo q̃ de aqui.a delante me suscediere auisare a Vuestra Merced.

seines Lebens, erstieg als Wasserverkäufer „die erste Stufe, um zu einem guten Leben zu gelangen", fing an, sich gut zu kleiden, und erreichte schließlich als Weinverkäufer und -trinker „den Gipfel alles Glücks". Ihn hierauf wieder in ein wechselreiches Abenteuerleben zurückwerfen, heißt somit nichts anderes, als den in seinen einfachen Linien ganz klaren Aufbau eines Kunstwerkes zerstören und den Schöpfer eines unvergleichlichen Zeitbildes zu einem gemeinen Lustigmacher erniedrigen.

Der Wink des Herausgebers von Alcala ist freilich nur zu rasch befolgt worden. Der erste Antwerpener Herausgeber, Martin Nuyts, knüpfte schon im folgenden Jahre, 1555, an den ersten einen zweiten Teil an, indem er die Schlußsätze von jenem in diesen herüberzog, Lazarillos Zusammensein mit den deutschen Landsknechten schilderte, ihn dann auf Abenteuer nach Algerien ausziehen, in einen Thunfisch verwandeln, auf dem Meeresgrunde zum Bürger im Reiche der Fische werden, dann nach Spanien zurückkehren und mit den Studenten von Salamanka verkehren ließ, um mit dem troſtreichen Versprechen zu schließen: „Dieses habe ich seit meiner Fahrt nach Algerien erlebt; das übrige werde ich dir mit der Zeit erzählen." Uns genügt allerdings schon das Vorliegende, um festzustellen, daß der Verfasser dieses zweiten Teiles den Sinn des ersten vollständig verkannt hat, wie er sich auch von dessen Stile weit genug entfernt. Nur der kurze Abschnitt über die Landsknechte erschien echt genug, um fortan auch in die Ausgaben, welche den übrigen zweiten Teil wegließen, Aufnahme zu finden [1]. Im

[1] Bei dieser Gelegenheit wollen wir auf den seltsamen

übrigen hat man die Wahl, ob man diesen zweiten Teil einfach als eine jener Erzählungen von den abenteuerlustigen Glücksrittern damaliger Zeit, deren wechselvolle Erlebnisse oft die kühnsten Erfindungen der Phantasie übertrafen, oder als den vornehmeren Vorläufer jener satirischen Allegorien auffassen will, deren Muster später Gullivers Reisen wurden.

Auch dieser zweite, bei Martin Nuyts erschienene Teil war durch kaiserliches Privilegium geschützt. Auf der Rückseite seines Titels ist zu lesen: „Der Kaiser, unser Herr, gewährt dem Buchdrucker Martin Nucio in der Stadt Antwerpen, daß in der Zeit von fünf Jahren niemand dieses Buch drucken dürfe, bei den Strafen, die angegeben sind in den Originalprivilegien, erlassen zu Brüssel in seinem Staatsrat und unterzeichnet P. Lans."

Das kaiserliche Privilegium Martin Nuyts' hinderte aber nicht, daß noch 1555 eine zweite Antwerpener Ausgabe erschien, „Zum Schilde des goldenen Einhorns, bei Wilhelm Simon." Das Wappen auf dem Titelblatte zeigt einen Knaben, der bei einem Bienenstocke von Bienen gestochen wird, und die Inschrift: Malis dulcia mixta. Die Ausgabe enthält ganz denselben Text, mit Wiederholung derselben Druckfehler, wie die Ausgabe von 1554. Sie findet sich, zusammengeheftet mit dem zweiten Teile der Nuytsschen Ausgabe und zierlich in

---

Irrtum Bobertags in seiner Geschichte des Romans aufmerksam machen, wo es heißt, Ulenhart habe am Ende seiner Uebersetzung „nicht ungeschickt ein Lob der Deutschen angefügt". Das spanische Lob der Deutschen wäre hiermit zu einem bedenklichen deutschen Eigenlobe herabgesunken.

Schweinsleder gebunden, in der Wiener Hofbibliothek, der sie als ein besonders kostbarer Schatz von dem seit 1600 an derselben angestellten hochverdienten Bibliothekar Sebastian Tengnagel aus Büren nebst 4000 der seltensten Handschriften und Druckwerke durch eigene Widmung, die auf der Titelseite steht, vermacht worden war. Uebrigens soll Simon auch den zweiten Teil des Lazarillo herausgegeben haben. Ein Exemplar desselben konnten wir aber nicht zu Gesicht bekommen. Merkwürdig genug ist jedenfalls schon, daß die im kais. Privilegium des Nuyts angedrohten Strafen ihn nicht abhielten, den ersten Teil gleich nach dessen Erscheinen, und zwar in Antwerpen selbst, nachzudrucken; doppelt unerklärlich, wenn der Verfasser, der sich freilich nicht nannte, einer der höchsten und einflußreichsten Staatsmänner des Kaisers gewesen wäre. Vielleicht spricht auch gegen die letztere Vermutung der Umstand, daß der Verfasser offenbar nie gegen die Verballhornung seines Werks durch jenen zweiten Teil Einspruch erhoben hat. N. Antonio teilt [1], nach den Aufzeichnungen des Lissaboner Gelehrten Jorje Cardoso, der 1669 nach Madrid kam, mit, man halte Emanuel . . ., einen Dominikanermönch in Oporto, für den Fortsetzer des von manchen dem Diego Mendoza zugeschriebenen Lazarillo von Tormes. Dies ist für uns hauptsächlich deswegen wichtig, weil auch als Verfasser des echten Lazarillo, wie wir später sehen werden, zuerst ein Geistlicher genannt wurde.

Eine solche Vermutung befremdet uns auch kaum mehr als die Thatsache, daß das Büchlein mehrere Jahre

---

[1] Bibliotheca hispana nova.

lang, von der Inquisition unbehelligt, auf spanischem Boden im Umlaufe bleiben konnte. Erst im Jahre 1559 wurde dasselbe [1] auf Befehl Ferdinands von Valdes, Erzbischofs von Sevilla und Großinquisitors gänzlich verboten. Aber so mächtig auch dieses Glaubensamt war, so konnte es doch den kleinen Lazarillo nicht bewältigen. Wenn derselbe nicht als niederländische Schmuggelware über die portugiesische Grenze oder durch die Seehäfen in Spanien eindringen konnte, so versuchte er dies wohl nicht ohne Glück jetzt über die Pyrenäen in französischem Gewande. Ein Lyoner Buchhändler, J. Saugrain, ließ schon 1560 in seiner Heimatstadt eine Ausgabe des Lazarillo drucken, und dieselbe erschien ein Jahr darauf, in seiner Uebersetzung zu Paris bei Jean Longis als „Die lustige und spaßhafte Geschichte des Lazaro von Tormes" [2]. Dieselbe Uebersetzung erlebte noch mehrere Ausgaben, in Antwerpen bei Guislain Jansens 1594 in Sedez als „Lustige, spaßhafte und unterhaltende Geschichte des Spaniers Lazarus von Tormes, an welcher sich der schwermütige Geist erfrischen und ergötzen kann"; in Paris 1598, zusammen gedruckt mit dem uns schon bekannten zweiten Teile; gleichfalls in Paris 1601 bei

---

[1] Catalogus librorum, qui prohibentur mandato ill^mi^ et rever^mi^ D. D. Fernandi de Valdes, Valladolid 1559, p. 59.

[2] L'histoire plaisante et facétieuse du Lazare de Tormes (trad. en françois par J. Saugrain) Paris, Jean Longis . . . pel in-8 de 60 ff. y compris le privilège en date du 24 avril 1561. Hier ist zum erstenmal der echte erste Teil um den, dem 1555 erschienenen zweiten Teil entnommenen, Abschnitt von den Deutschen verlängert.

N. u. P. Bonfons, mit dem daneben gedruckten spanischen Texte.

Inzwischen hatte die Erfahrung von nicht ganz anderthalb Jahrzehnten die Inquisition von der Unmöglichkeit überzeugt, den Spaniern ihr Lieblingsbüchlein ganz zu entziehen, und sie ordnete nun eine Ausgabe des letzteren an, welche von den der Kirche mißliebigen Hauptstücken und Sätzen gereinigt war. Dieselbe erschien zu Madrid im Jahre 1573 [1], zusammengebunden mit den gleichfalls von ihren zu großen Freiheiten gesäuberten Gedichten Cristóbal von Castillejos' und der Propaladia Bartolomé von Torres Naharro's. Der Herausgeber (Diego von Haedoz?) sagt in einem Vorwort an den Leser, Lazarillo von Tormes verdiene, wenn er auch in der Sprache an die Werke von Cristóbal von Castillejo und Bartolomé von Torres Naharro nicht hinanreicht, wegen seiner lebendigen, geistreichen und liebenswürdigen Schilderungen die Hochschätzung, die er auch immer und überall gefunden, wie er denn, obgleich verboten, in Kastilien und Aragonien gelesen und fortwährend im Auslande gedruckt worden sei. Mit Erlaubnis der Inquisition und des Königs seien nun hier einige anstößige Stellen verbessert (will sagen ausgemerzt) worden. Der zweite Teil, der nicht vom ersten Verfasser herrühre, sei als ungehörig und verfehlt ganz weggelassen worden. Uebrigens war die Inquisition so gnädig, außer diesem und

[1] Lazarillo de Tormes, todo corregido y emendado por mandado de la santa y general Inquisicion. Impresso con licencia y privilegio de Su Magestad para los reynos de Castilla y Aragon. Madrid por Pierres Cosin.

jenem Sätzchen nur das Hauptstück vom barmherzigen Bruder und dasjenige vom Ablaßkrämer zu streichen, welches letztere auch in allen späteren spanischen Ausgaben, bis zum Jahre 1831, wegblieb. Bedauern mag man, daß auch hier der „erste Verfasser" nicht mit Namen genannt, noch durch eine Anspielung gekennzeichnet ist, was doch wohl der Fall gewesen wäre, wenn Mendoza, der damals noch lebte, dafür gegolten hätte.

Außer dieser Madrider „verbesserten" Ausgabe des Lazarillo wird uns noch von einer 1586 in Tarragona erschienenen berichtet. Von 1599 an wurde der Lazarillo aber nicht mehr mit der Propaladia, sondern mit dem inzwischen beliebt gewordenen Galateo zusammen herausgegeben [1], und in der nämlichen Verbindung, und zwar immer mit derselben Vorrede wie in der Propaladia zu Madrid in den Jahren 1632, 1664, 1746. Diese drei Ausgaben sind in der Wiener Hofbibliothek vorhanden, und es mag als Zeugnis für die fortdauernde Beliebtheit des Lazarillo, auch in den höchsten Kreisen, erwähnt werden, daß auf dem ersten Blatt eines Exemplars der letzten Ausgabe als Besitzerin Erzherzogin Theresa eingeschrieben ist. Der Text dieser Ausgaben weist keine

---

[1] Galateo español agora nuevamente impresso y emendado, Autor Lucas Gracian Dantisco, criado de Su Magestad. Y de nuevo va añadido el destierro de la ignorancia, que es Quaternario de avisos convenientes à este nuestro Galateo. Y la vida de Lazarillo de Tormes, castigado. Madrid, Luis Sanchez 1599, in-12. In demselben Jahre erschien auch noch eine Ausgabe, klein Oktav, zu Saragossa bei Juan Perez.

Aenderung auf, nur daß, vielleicht unter dem Einflusse der im Galateo vorgetragenen Höflichkeitslehren, der blinde Herr Lazarillos gelegentlich, sehr im Widerspruch mit seinem Charakter, als graciosíssimo bezeichnet wird. Von sonstigen Drucken in Spanien sind noch anzuführen diejenigen von Medina del Campo und Valladolid 1603, mit dem Galateo zusammen; von Lérida 1612; die Ausgabe mit kleinen Holzschnitten von Barcelona 1620 (bei Sebastian von Cormellas). Die neuesten bemerkenswerteren Madrider Ausgaben sind eine Prachtausgabe vom Jahre 1844 [1], welche, allerdings unter Verzicht auf die Einteilung in Hauptstücke, wesentlich dem Texte der ersten Antwerpener Ausgabe folgt, dann zwei anonyme zweite Teile bringt und, zum Unterschiede von ähnlichen französischen Ausgaben, mit Bildern von echt spanischem Charakter geschmückt ist; und die Ausgabe in der Biblioteca de Autores Españoles (Madrid, M. Rivadeneyra) 1871, welche wie die erstere noch ohne Bedenken Mendoza als Verfasser des Lazarillo nennt, einen zweiten Teil von einem unbekannten Verfasser und dazu noch den zweiten Teil von H. von Luna bringt und übrigens den ihr von Morel-Fatio gemachten Vorwurf der Ungenauigkeit des Textes verdient.

Italien war in den Wettbewerb um immer neue Ausgaben des Lazarillo mit einem Mailänder Drucke

[1] La Vida de Lazarillo de Tormes y sus Fortunas y Adversidades por Don Diego Hurtado de Mendoza. Nueva edicion de lujo, aumentada de dos segundas partes anónimas, y con grabados por Artistas Españoles. Madrid 1844. (Don Pedro Mora y Soler.)

von Antonio von Antoni 1587 eingetreten, dem zehn Jahre später ein neuer in Bergamo folgte. Die merkwürdigste italienische Ausgabe ist aber die in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrte, zu Rom 1600 erschienene [1]. Dieselbe ist von einem Spanier, Pedro von Robles, veranstaltet und mit einer scherzhaften Widmung an den Herzog von Sessa, kaiserlichen Botschafter in Rom, eingeleitet. Er druckt den Lazaro, um seiner lazeria (Armut) abzuhelfen, denn er glaubt, Lazaro könne ihm, da sein Buch von vielen begehrt werde, als Toter helfen, nachdem er sich freilich selbst im Leben kaum fortzubringen gewußt. Und um ganz deutlich zu sein, bemerkt er, sein und Lazaros Unglück rühre eben vom Mangel eines guten Herrn her. So gibt er denn dem Herzog zu erwägen, es gezieme der Größe der Fürsten ebenso, kleine Geschenke sich gefallen zu lassen, wie große Gnaden zu erweisen. Pedro von Robles scheint das schriftstellerische Verdienst dieser Widmung so hoch gestellt zu haben, daß es ihm keine Ueberwindung kostete, das Vorwort der früheren Ausgaben einfach wegzulassen. Der Text stimmt sonst, abgesehen davon, daß einzelne Druckfehler vermieden sind, mit demjenigen der Antwerpener Ausgabe überein bis auf das vierte und sechste Hauptstück, welche ausgelassen sind. Dabei gibt sich der Herausgeber nicht die geringste Mühe, diese Lücken zu verdecken; er fährt z. B., obwohl er uns von dem vierten Herrn Lazaros, dem barmherzigen Bruder, nichts erzählt hat, ganz un-

[1] La Vida de Lazaro de Tormes y de sus Fortunas, y Adversidades. En Roma, por Antonio Facchetto, 1600. Con Licencia de los Superiores.

befangen fort: „Mein fünfter Herr . . .“ Da übrigens das fünfte Hauptstück, von dem Ablaßkrämer, vollständig wiedergegeben ist, so ist es offenbar nicht sowohl kirchliches Bedenken als die Ueberzeugung von der Wertlosigkeit des vierten und sechsten Hauptstückes gewesen, was Robles zur Auslassung der letzteren bewog. Und es ist immerhin bemerkenswert, daß im Jahre 1600 die römischen Behörden, weitherziger als die spanischen, gegen die von Robles veranstaltete Ausgabe nichts einzuwenden fanden. Vom siebenten Hauptstücke zieht Robles den letzten Satz in das erste Hauptstück des zweiten Teils hinüber, welches von der Begegnung Lazarillos mit den Deutschen in Toledo handelt, und er schließt mit letzterer sein Büchlein nicht eben sehr geschickt ab, indem er den Satz ausläßt, wo von der Hofhaltung Karls V. in seiner kaiserlichen Stadt die Rede ist, und indem er die Deutschen nur in der Ueberschrift des Schlußstückes nennt, so daß man aus dem Texte selbst nicht versteht, welches fremde Volk hier eigentlich gelobt wird, noch warum die Freunde Lazarillos das Spanische gerade in deutscher Art radebrechen.

Außer einer 1615 zu Mailand erschienenen Ausgabe ist noch eine venetianische Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung vom Jahre 1627 zu erwähnen [1]. In seinem

---

[1] (Wiener Hofbibliothek.) Il Picariglio Castigliano civé la Vita di Lazariglio di Tormes, nell' Academia Picaresca lo Ingegnoso Sfortunato composta, e hora accresciuta dallo stesso Lazariglio e trasportata dalla Spagnuola nell' Italiana favella, da Barezzo Barezzi. Nella quale con vivaci discorsi e gratiosi Trattenimenti si celebrano

Widmungsschreiben an Pietro Zerbina, das sonderbarerweise um fünf Jahre dem Drucke des Werkes voraus datiert ist, wird die Thatsache bestätigt, daß fort und fort in Spanien selbst, in Portugal, Flandern und Italien spanische Ausgaben des Lazarillo erschienen. Der Herausgeber preist nun das Büchlein wegen seines sittlichen Wertes, indem es Irrtümer und Laster zu vermeiden lehre und kostbare Lehrsätze und merkwürdige Geschichten enthalte. Lazarillos Leben ist hier aber in ganz kunst- und geschmackloser Weise mit Abhandlungen über den wahren Adel, die Nüchternheit und Keuschheit, Sparsamkeit u. s. w. verquickt. Ein eigener Abschnitt ist den Namen der Helden und Weisen des Altertums, die im Text erwähnt sind, den Sinn- und Sprichwörtern gewidmet. Die der Inquisition anstößigen Abschnitte sind gestrichen und der geizige Geistliche in einen Arzt verwandelt. Das durch die Zusätze des Herausgebers ziemlich angeschwollene Büchlein schließt mit dem Berichte von Lazarillos üppigem Leben mit den Deutschen, denen der Italiener übrigens noch reicheres Lob spendet als der Spanier [1].

---

le Virtú e si manifestano le di lui, e le altrui miserie e infelicitadi . . . In Venetia, presso il Barezzi MDCXXVII. Con licenza de' Superiori e Privilegi.

[1] „Non sono ne fantastichi, ne malitiosi come noi altri, anzi sono liberi, senza ver un scropolo, amorevoli in conversatione, non si chisano d'entrare in un albergo a mangiar trippe e bere una, e piú volte, secondo il buon vino che si ritrovaba, in somma sono persone honoratissime, civili e compiutamente accostumati et di

Die neuerdings in Antwerpen, 1595 und 1602 in der berühmten plantinischen Druckerei erschienenen Ausgaben sind noch erwähnenswert, weil sie den ersten Lazarillo ohne Kürzungen wiedergaben, demselben aber noch das Stück anhängen, welches von dem Zusammensein Lazarillos mit den deutschen Landsknechten handelt.

Im übrigen bleibt Frankreich das Land, welches sich am liebevollsten mit dem Lazarillo beschäftigt, denselben, unbekümmert um die spanische Inquisition, vielleicht gar um ihr ein Schnippchen zu schlagen, in immer neuen vollständigen Ausgaben und Uebertragungen erscheinen läßt und auch von den sprachlichen „Verbesserungen" Kenntnis nimmt, die derselbe spanischen Händen verdankt [1]. Die schon erwähnte Ausgabe von Bonfons wird 1609 in Paris wieder abgedruckt. In den Jahren 1615 [2], 1620 [3] und 1623 erscheinen ebendaselbst neue französische Uebersetzungen. Die merkwürdigste Pariser Ausgabe

---

borsa benissimo proveduti, che di peggio non me ne dia giamai Iddio, quando mi trovaro haver gran sede."

[1] Joaquin Maria de Ferrer gab noch 1827 in Paris eine illustrierte, angeblich bedeutend verbesserte Ausgabe heraus.

[2] La Vie de Lazarille de Tormes et de ses fortunes et adversités trad. nouvellement de l'espagnol en françois par P. B. P., Paris, Jean Corrozet 1615.

[3] Ueber den zweiten Teil ist hier bemerkt: „Tirée des vieilles chroniques de Tolède, trad. nouvellement de l'espagnol en françois par L. S. D. (Le Sieur D'Audignier) Paris, Boutonné, 1620. — D'après l'édition espagnole corrigée par de Lunna et imprimée à Paris 1620; wieder abgedruckt in Lyon, B. Bachelu, 1649, und in Paris, J. Cotinet, 1660.

ist aber die von dem Spanier Jean de la Lune veranstaltete, im ersten Teile mit der falschen Jahreszahl 1520 versehene [1]. Dieselbe ist einbegleitet mit einem Widmungsschreiben an „den Abgrund des Wissens", Christian von Osterhousen, Kammerherrn des Kurfürsten von Sachsen, in welchem sich Jean, oder wie er sich vielleicht seinem deutschen Gönner zuliebe nennt, H.(ans) de la Lune rühmt, das Büchlein von vielen Fehlern und Ueberflüssigkeiten gesäubert zu haben. Da er findet, die Sprache sei plump, der Stil platt, der Satzbau mehr französisch als spanisch und der Text leide an nichtssagenden Wiederholungen, so ändert er nach Herzenslust, setzt überall an Stelle eines ungewöhnlichen ein gewöhnliches Wort, löst die Sätze ihrem Sinne nach auf und verfährt durchwegs wie ein Lehrer, der seinen Schülern den Text erklärt. Wir wissen denn auch, daß Juan de Luna, in Paris Jean de la Lune genannt, spanischer Sprachlehrer in der französischen Hauptstadt war, wo er 1619 ein Gesprächbuch in spanischer und französischer Sprache herausgegeben hatte. Er war wohl ein wegen seiner religiösen oder politischen Meinungen zur Auswanderung gezwungener Spanier, der sich keine Hoffnung mehr auf Rückkehr in sein Vaterland machte. Er stellte (auch in seiner angeblichen Saragossaer Ausgabe) den von der Inquisition verbotenen Teil wieder her und

---

[1] Nochmals mit Angabe eines falschen Druckortes gedruckt: Vida de Lazarillo de Tormes, corregida y emendada por H. de Luna, Castellaño (!), Interprete de la lengua Española. En Zaragoça. Por Pedro Destar, à los Señales del Feniz MDCLII (Wiener Hofbibliothek).

brachte in einem neunten Hauptstücke den Bericht über Lazarillos Verkehr mit den Deutschen.

Hieran aber schloß er einen eigenen zweiten Teil, der das richtige Datum, Paris 1620, trägt. Diesen zweiten Teil, der offenbar gleich mit dem ersten zusammen gedruckt war, hat er der Prinzessin Henriette von Rohan gewidmet: ein neuer Beweis, wie beliebt der Lazarillo trotz des Einschreitens der spanischen Inquisition in der hohen Gesellschaft Europas blieb. Und er behauptet in einem Vorwort an die Leser, welches auch einen scharfen Ausfall gegen die Inquisition enthält, er habe, um einem falschen zweiten Teile des Lazarillo zu begegnen, sein Buch genau so herausgegeben, wie er es in den Büchersammlungen von Toledo aufgezeichnet gefunden und von den Weibern am heimatlichen Herd erzählen gehört. In Erfindung, Charakteristik und Ton ist diese Fortsetzung, obwohl von Plumpheiten nicht frei, des ersten Teiles des Lazarillo allerdings würdiger als die frühere. Die angekündigte Absicht, uns noch in einem dritten Teile bis zum Tode Lazarillos zu führen, ist nicht zur Thatsache geworden. (Uebrigens enthüllt eine vor einem Jahr in Paris erschienene Uebersetzung des Lazarillo, die nur als neuester Beweis für die andauernde Beliebtheit des Buches bei unseren Nachbarn angeführt zu werden verdient, den Neugierigen zum Schlusse die in einer Ausgabe von Didot auf dem Titelblatte schon vermerkte Thatsache, Lazarillo sei als Einsiedler am 12. September 1540, 39 Jahre, 5 Monate und 11 Tage alt, zu seinen Vätern versammelt worden!)

Eine vielleicht noch schlimmere Geschmacksverirrung als diejenige des guten Juan von Junta war die 1653

erschienene Ausgabe des Lazarillo in französischen Versen [1]. Wie ehedem in Spanien, so scheint sich auch in Frankreich der Lazarillo besonderer Gunst bei den Geistlichen erfreut zu haben. Einer von der Geistlichkeit, Abbé von Charnes, lieferte selbst eine freie Uebersetzung, die 1678 in Paris bei A. Barbin unter dem Titel „Lazarille de Tormes" erschien und eine Widmung des Buchs an Herrn Miton brachte, die sich auch, A. D. R. unterzeichnet, in einer Lyoner Ausgabe (bei Jean Viret) vom Jahre 1697 wieder findet. Für diese letztere [2] scheint die Behandlung, welche der Venetianer Uebersetzer im Jahre 1627 dem Lazarillo hatte angedeihen lassen, als Vorbild gedient zu haben. Der Herausgeber (A. D. R.) behauptet im Vorworte, er habe eine Abschrift dieser zuerst in Toledo gedruckten Geschichte gefunden und bei der Vergleichung derselben mit den französischen Drucken einen so großen Unterschied wahrgenommen, daß er sich entschlossen habe, sie der Lumpen der Lüge zu entkleiden und ihr das Gewand der einfachen Wahrheit zurückzugeben, welches im ersten Toledaner Drucke vorliege. Er schiebt nun eine Menge mehr oder weniger zweideutiger Geschichten ein, wie sie wohl damals umliefen und auch heute noch gelegentlich als neu aufgetischt werden; über-

---

[1] La Vie de Lazarille de Tormes, ses fortunes et ses adversitez, trad. de l'espagnol en vers françois par le sieur de B··· Paris, L. Chamhoudry.

[2] Histoire facétieuse du fameux drille Lazarille de Tormes. Nouvelle traduction. Augmentée de plusieurs choses, qui avaient été négligées dans les autres Impressions et surtout d'un Mémoire de Secrets de Médecine.

nimmt aus dem zweiten Teile die phantastische Reise Lazarillos nach Indien; setzt uns dann ein langweiliges Stück vor, in dem sich der Edelmann über Pflichten und Stellung von Haushofmeistern in vornehmen Familien verbreitet, und schließt mit einem Verzeichnisse der Geheimmittel des Dom (!) Diego Lampatho, Vorstandes der Apotheke des großen Spitals von Toledo, welches „Lazarillo, als er dort krank war, gestohlen". Im wesentlichen stimmt mit dieser Uebersetzung eine hübsche, zweibändige Brüsseler Ausgabe [1] vom Jahre 1698 überein, welche 1701 und später, bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts herein, des öftern neu aufgelegt wurde. Der Brüsseler Text ist auch maßgebend geblieben für die große, beim jüngeren Didot in Paris 1801 erschienene Ausgabe [2]. Der kritische Wert dieser zweibändigen Prachtausgabe ist am besten durch das Titelbild gekennzeichnet, welches Lazarillo darstellt mit einer Unterschrift, die genau sein Alter und seinen Todestag verzeichnet. Uebrigens sagt der Uebersetzer auch, er habe nichts am Stil ändern wollen, obgleich ihm derselbe ziemlich dumm vorgekommen sei. Im vorletzten Hauptstücke des ersten Teiles ist hier der Erzpriester in einen Amtmann verwandelt; das letzte Hauptstück ist der Bericht Lazarillos über den Verkehr mit den Deutschen. Und zwar sind hier

---

[1] La vie et les aventures de Lazarille de Tormes, traduction nouvelle sur le véritable original, Brusselles, George Backer.

[2] Aventures et espiègleries de Lazarille de Tormes, écrites par lui-même. Nouvelle Édition, ornée de quarante figures, dessinées et gravées par N. Ransonnette.

jene in den spanischen Text eingestreuten deutschen Worte: „Nite, nite, Asticot, lanz“ ihrem allgemeinen Sinne nach wiedergegeben mit: „Point, point, Monsir Lezard Tormet — Vous vous moquer du monte; fermez, fermez vot' l'argent dans li vot bours!“ Nur den ersten Teil des Lazarillo gibt hinwiederum eine bei H. Plon in Paris 1861 erschienene Uebersetzung von Horace Pelletier. Im übrigen wäre es müßig, noch alle bis in den letzten Jahren erschienenen französischen Ausgaben aufzuzählen. Es genüge vielmehr schließlich die Bemerkung, daß in Frankreich allezeit Zeichner und Maler den hier gebotenen dankbaren Stoff weidlich ausbeuteten, daß im Hause keines französischen Bücherfreundes oder litterarischen Feinschmeckers eine Ausgabe des Lazarillo fehlt und daß von jenem einst so beliebten Ausstattungsstücke „Pied de mouton“, das auch über die deutschen Bühnen gegangen, heute nichts anderes aufrecht geblieben ist als der einem jeden geläufige Vers:

Gusman ne connaît pas d'obstacle,
Demandez plutôt à Lazarille.

Ungleich bescheidener ist der Anteil, welchen die Deutschen bisher an der Geschichte des Buches von Lazarillo gehabt, obgleich sie so manchen Grund hätten, sich mehr als andere Völker für dieses schriftstellerische Zeitbild Kaiser Karls V. zu erwärmen. Aus dem 17. Jahrhundert ist uns kaum etwas anderes erhalten, als die Uebersetzung Ulenharts, die bei allen ihren Mängeln durch ihren treuherzigen Volkston immerhin den Vorzug vor dieser und jener neueren und neuesten Nachbildung verdient. Nikol. Ulenhart gab heraus: „Zwo kurzweilige,

lustige und lächerliche Historien, die Erste von Lazarillo de Tormes . . . Aus Spanischer Sprach ins Teutsche ganz trewlich transferirt . . . In Verlegung Niclas Hainrichs. Augspurg MDCVII." Mit demselben war zusammengebunden die Uebersetzung der Novelle „Rinconete y Cortadillo" von Cervantes, als Geschichte des Isaac Winkelfelder und Jobst von der Schneid nach Prag verlegt. Man kann zweifeln, ob Ulenhart als strengkirchlicher Katholik die der spanischen Inquisition anstößigen Abschnitte ausgelassen, beziehungsweise verändert oder eine schon verstümmelte Ausgabe benützt habe. Als eine Uebersetzung aus dem „Frantzösischen in das Teutsche" gibt sich eine von P. K. (Paulus Kuefuß, sächsisch-lauenburg. Kammermusikus) zu Nürnberg, bei Michael Ender 1656 veranstaltete Ausgabe, deren erster Teil die Historie von J. Winkelfelder und Jobst von der Schneid ist; „der Ander Teil Lazarilli von Tormes, bürtig aus Hispanien . . ." In einem Sonderdruck erschien Ulenharts Uebersetzung noch einmal im Jahre 1724. Im übrigen bleibt uns die Geschichte der Auflagen unseres Büchleins den Beweis schuldig für die Beliebtheit des Lazarillo bei uns im 18. Jahrhundert, von der uns ausländische Stimmen sprechen [1]. Immerhin brachte uns jenes Jahrhundert noch vor Thorschluß eine freilich durch Sinnlosigkeiten und willkürliche Auslassungen und Einteilungen entstellte neue Uebersetzung, bei welcher teil-

[1] Bibliothèque des Romans, 1781, Aoust p. 4: Le Lazarillo est encore aussi recherché en Allemagne pour le moins que le divin original de Tiel Ulespiegle.

weise der Text „Henrique (!) Lunas“ benützt wurde [1]. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hat wenigstens die deutsche Gelehrsamkeit ihren Zoll an den Lazarillo zu entrichten versucht durch J. J. Keils spanische Ausgabe [2], einen im ganzen sorgfältigen Wiederabdruck der Antwerpener Ausgabe von 1554, der aber aus dem zweiten Teile (von 1555) das erste Hauptstück über Lazarillos Verkehr mit den Deutschen in der Weise, daß der Schlußsatz des ersten Teils zum Anfangssatze dieses hinzugefügten letzten Hauptstückes wird, übernimmt und das Ganze willkürlich in neun Capitulos statt in die sieben Tractados der ersten Ausgabe einteilt.

Wir wenden uns nun der Frage nach dem Verfasser des Lazarillo zu, die wir bis jetzt ruhen ließen, obgleich es dem Leser nicht entgangen sein kann, daß für uns die seit langem gebräuchliche Titelangabe, welche Diego Hurtado von Mendoza nennt, nicht maßgebend ist. Daß das Büchlein ursprünglich ohne Namensangabe erschienen ist, wissen wir bereits; ebenso, daß Mendoza sich nicht um die Nachdrucke, Nachahmungen und Verballhornungen des Lazarillo kümmerte, die noch zu seinen Lebzeiten erschienen. Es verfloß aber auch noch mehr als ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, 1575, bis ihm zum erstenmal, und zwar in einem zu Mainz 1607 er-

[1] Lazarillo. Aus dem Spanischen des Dom (!) Hurtado de Mendoza. Wien 1790 (von Gottlieb Leon).

[2] Vida de Lazarillo de Tormes, por D. Diego Hurtado de Mendoza. Cotejada con los mejores ejemplares y corregida por J. J. Keil. En Gotha, por Carlos Steudel, 1810.

schienenen Buche die Verfasserschaft des Lazarillo zugeschrieben wurde [1]. Hier wird zunächst als Gerücht verzeichnet, Mendoza habe, was nicht richtig ist, eine Abhandlung über Aristoteles und die Geschichte des Feldzugs in Tunis verfaßt, den er geleitet (!); sodann wird berichtet, er habe eine sehr reiche Sammlung alter griechischer Schriftsteller besessen, die er bei seinem Tode dem König Philipp II. vermachte, und schließlich wird gesagt: „er verfaßte auch Gedichte im Volkstone und das lustige Büchlein, genannt Lazarillo von Tormes" [2]. In Spanien selbst jedoch scheint man sich damals der Verfasserschaft Mendozas noch nicht so sicher gefühlt zu haben. Denn nachdem der Antwerpener Jesuitenpater Andreas Schott jenen Katalog seines Mitarbeiters, den er seiner zu Frankfurt im Jahre 1608 erschienenen Hispaniae bibliotheca zu Grunde legte, den spanischen Gelehrten zur Durchsicht unterbreitet hatte, drückte er sich hier sehr vorsichtig aus, „man glaube, von Mendoza rühre jener satirische und lustige Lazarillo von Tormes her, und zwar aus der Zeit, da er gerade in Salamanca Zivilrecht studierte". Wie wenig allgemein diese Vermutung aber in Spanien war, beweist nach Morel-Fatios (Études sur l'Espagne) treffender Bemerkung die Thatsache, daß weder Frey Juan Diaz Hidalgo, der 1610 Mendozas Dichtungen herausgab, und allerdings die leichteren Gedichte als der Würde desselben widerstrei-

---

[1] Catalogus clarorum Hispaniae scriptorum opera ac studio Valerii Andreae Taxandri, p. 44.

[2] Poëmata etiam vernacula pangebat et lepidum libellum Lazarilli de Tormes.

tend ausschloß, noch Baltazar von Zuñiga in seiner zu Lissabon 1627 erschienenen Lebensbeschreibung desselben auch nur mit einem Worte hierauf anspielt. Wir wollen jedoch zunächst bloß das eine festhalten, daß hier Salamanca als Entstehungsort für den Lazarillo angeführt worden ist.

Ein allerdings nicht unverdächtiger Zeuge, Tamayo von Vargas[1], schließt sich zwar dem Ausspruche Schotts an, der Lazarillo werde „gewöhnlich" dem Diego von Mendoza zugeschrieben, aber er erwähnt daneben die ältere Angabe des Pater José von Siguenza, welcher zufolge ein Mönch Ortega, und zwar auch dieser als Student, in Salamanca den Lazarillo verfaßt habe: Eine Mitteilung, die allerdings viel später, aber auch mit gewichtigerem Ansehen von Nic. Antonio in der Bibliotheca hispana nova (Madrid 1783) wiederholt wird[2]. Aufs bestimmteste hatte sich dagegen zu gunsten Ortegas Gregor Mayans[3] erklärt, indem er an seinen Freund Miguel Egual den 27. März 1731 schreibt: „Ich habe

---

[1] Junta de libros, la mayor que España ha visto hasta el año 1622. Ms. in der Madrider Nationalbibliothek, Ff. 23, S. 136.

[2] „Tribuitur etiam nostro, juvenilis actatis, ingenio tamen ac festivitate plenus, quem Salmanticae elucubrasse dicitur, libellus, scilicet: Lazarillo de Tormes indigitatus. Quamvis non desit, qui Joannem de Ortega, Hieronymianum monachum, hujus auctorem asserat, Josephus videlicet Seguntinus in eius ordinis historiae." Lib. I, cap. XXXV.

[3] Gregorii Maiansii epistolarum libri sex, ex musaeo Gottlob Augusti Jenichen (Leipzig 1737, p. 310.

nie glauben können, das Büchlein ‚El Lazarillo de Tormes' sei wirklich das Werk des hochgelehrten Diego von Mendoza. Ich folge hierin lieber dem Pater José von Siguenza, der es einem Mönche seines Ordens, dem Bruder Juan von Ortega zuschreibt. Und man darf sich nicht darüber wundern, daß ein Mönch derartiges unternommen habe, denn die Pest solcher Bücher war damals über ganz Spanien ausgebreitet. So gilt auch die ‚Schelmin Justina', die unter dem Namen eines Lizentiaten Francisco von Ubeda herauskam, als das Werk eines Dominikanermönches, Andreas Perez." Was überhaupt einen solchen geistlichen Ursprung des Lazarillo betrifft, so mag auch noch des sehr bezeichnenden Gerüchtes erwähnt werden, das Büchlein sei von mehreren spanischen Bischöfen auf ihrer Reise zum Konzil in Trient verfaßt worden! „Als ich einmal," erzählt Dr. Lockier dem englischen Geistlichen J. Spence [1], „einem Spanier sagte, es befremde mich, daß diese Prälaten so gut auf dem Laufenden über das Gebaren der Schelmen und über das Leben der unteren Volksschichten gewesen sein sollten, antwortete er mir, nichts sei natürlicher, da die Mehrzahl jener Bischöfe den Bettelorden angehört hätten."

So steht denn nichts im Wege, daß die älteste Angabe wieder zu Ehren komme, welche als Verfasser des Lazarillo den Hieronymitermönch Fray Juan von Ortega

[1] Anecdotes, Observations and Characters of Books and Men, collected from the Conversation of Mr. Pope and other eminent persons of his time. by the Rev. Joseph Spence. London 1810.

nennt. Im dritten Teil seiner Geschichte des Hieronymiterordens vom Jahre 1605 schreibt nämlich Pater José von Siguenza: „Man sagt, in seiner Jugend, während er zu Salamanca studierte, habe Ortega, dank dem liebenswürdigen und heiteren Geiste, der ihm eigen war, das so bekannte Büchlein, betitelt ‚Lazarillo von Tormes‘ geschrieben, in welchem er, obgleich der Gegenstand desselben sehr bescheiden ist, verstand, die Eigentümlichkeit der kastilischen Sprache zu bewahren und das Wesen der Personen, die darin auftreten, mit solcher Kunst und Lustigkeit wiederzugeben, daß alle Leute von Geschmack dasselbe mit Vergnügen lesen. Und der Beweis, den man hierfür anführt, ist, daß die Aufzeichnung des Lazarillo, von seiner eigenen Hand gemacht, in seiner Zelle gefunden wurde.“ Nun denken wir, die helle Freude, mit welcher der verdienstvolle Geschichtschreiber des sonst so strengen Hieronymiterordens sich über das Büchlein seines Ordensbruders ausspricht, reiche hin, um wenigstens die Möglichkeit der Herkunft des Lazarillo aus geistlichen Kreisen darzuthun. Was aber die Wahrscheinlichkeit anbelangt, daß gerade ein Mann wie Ortega der Verfasser gewesen, so müssen wir außer der im Lazarillo hervortretenden genauen Kenntnis der armen Leute und insbesondere der geistlichen Mißbräuche der Zeit, wie sie wohl nur einem Manne seines Berufs zu Gebote stand, vor allem die Charakteristik und Geisteseigenschaften der in Rede stehenden Persönlichkeit ins Auge fassen. Diese Eigenschaften aber, wie des Mannes merkwürdiger Lebensgang könnten gar nicht besser zu dem Bilde stimmen, das wir uns unwillkürlich von dem Verfasser des Lazarillo machen. Siguenza schildert uns Ortega als

einen Mann von sehr offenem Kopfe, lebhaftem und anmutigem Geiste, liebenswürdig und sanft, ganz und gar nicht verschlossen, Freund der schönen Litteratur, dabei aber von unruhigem, neuerungssüchtigem Wesen. Die Verachtung der damaligen Gesellschaft und insbesondere der Geistlichkeit, wie sich dieselbe im Lazarillo mit so beißender Satire ausspricht, würde sich zudem hinreichend aus seinen, uns von Siguenza berichteten Lebenserfahrungen erklären. Im Jahre 1552 zum Ordensgeneral erwählt, betrieb Ortega Reformen, die ihm und seinen Anhängern die heftigen Angriffe der konservativen Brüder und im Jahre 1555, beim Erlöschen seiner Befugnisse allerlei Maßregelungen und Strafen eintrugen. Damals dürfte denn auch die Durchsuchung seiner Zelle und die Auffindung der Aufzeichnung des Lazarillo stattgefunden haben. Kaiser Karl V., der, wie wir ihn kennen, sein Gefallen an einem solchen Manne finden mußte, bot dem Gekränkten ein Bistum an. Allein Ortega lehnte ab, zog ein Leben in der Verbannung zu Valencia vor, und willigte dann erst auf Bitten der Prinzessin Juana ein, sich ins Kloster Yuste zu begeben und daselbst, wie uns der Geschichtschreiber Gachard berichtet, die Leitung der Einrichtungen für den dortigen Aufenthalt des Kaisers in die Hand zu nehmen.

So natürlich es uns denn erscheinen muß, daß der also geschilderte Mönch, in dessen Zelle das Konzept zum Lazarillo gefunden wurde, zu einer Zeit — dieselbe fällt mit dem Erscheinungsjahre des Büchleins zusammen — da er in aufregenden Kämpfen mit seinesgleichen begriffen war, sich seinen Unmut durch eine bittere Satire auf seine Zeitgenossen vom Herzen geschrieben habe, so begreiflich

ist das, bei einem Nichtgeistlichen kaum nötige, Bemühen, seinen Namen sodann vor der Welt zu verbergen, oder wenigstens das Werk für eine Jugendsünde des Verfassers auszugeben. Nun mochte man freilich denken, ein Student von Salamanca könnte wohl eine so bedenkliche Last auf seine leichte Schulter nehmen, allein man überlegte dabei zu wenig, daß der Lazarillo eben doch nur das Werk eines durch die trübsten Lebenserfahrungen hindurchgegangenen Mannes, der auf die Welt und ihr Treiben mit Verachtung herabsieht, nicht aber eines Jünglings sein kann, der noch im Morgenglanze des Lebens steht. In jenem Studenten von Salamanca aber, der den Lazarillo verfaßt haben sollte, gar den glänzenden Sprößling des erlauchtesten Geschlechtes von Spanien, Don Diego Hurtado von Mendoza zu sehen, verbieten hundert innere und äußere Gründe.

Unser Mendoza, mit dem Beinamen der „Gelehrte", hat zwar zu Salamanca neben Rechtswissenschaft, Weltweisheit und Sprachen auch Gotttesgelahrtheit studiert [1] und letztere gelegentlich, beim Konzil in Trient als Vertreter Karls V. und bei seinen Unterhandlungen mit dem Papste und mit den spanischen Kirchenbehörden, trefflich zu verwerten gewußt. Aber niemals konnte er, abgesehen von seiner gesellschaftlichen Stellung und seiner ganzen Geschmacksrichtung, durch den Dienst in der Kirche,

---

[1] Er legte erst, wie er den 3. Mai 1547 an Karl V. schreibt, in Rom Laiengewand an, weil man im Vatikan übergroße Hoffnungen auf seinen Priestercharakter gründete. (Dokumente zur Geschichte Karls V. . . von J. J. Ign. von Döllinger, S. 60.)

wie etwa ein Bettelmönch, jene Kenntnis von der Lage der Niedrigsten, der Enterbten seines Volkes sammeln, die ihn befähigt hätte, uns mit sicherer Hand neben den Landstreichern auf der Heerstraße zu geleiten und uns in die Herbergen der Bettler, in die ärmlichen Pfarrhäuser auf dem Lande, in die Höhlen des Elendes und in die gemeinen Schenken der Stadt zu führen.

Das Leben dieses seltenen Mannes, der schon im Alter von fünfunddreißig Jahren seinem Kaiser die wichtigsten Dienste als Gesandter bei der Republik Venedig leistete, durch seine Gewandtheit und Kühnheit Päpsten und Vätern des Konzils Achtung und Angst einflößte, als Kriegsfeldherr staunenswerte Thaten vollbrachte, in Italien königliches Ansehen errang, seine Mußestunden in den Hörsälen und Büchereien von Rom, Bologna, Padua und Venedig, sowie im Verkehre mit den ersten Gelehrten seiner Zeit als ein Ebenbürtiger verbrachte, bald in italienischer Art Kanzonen und Terzinen, bald in spanischer ländliche oder leichtfertige Gedichte verfaßte, rastlos und mit Aufopferung eines Vermögens arabische und griechische Handschriften sammelte, um sie der Bücherei des Eskorial einzuverleiben, und schließlich, einem Tacitus oder Sallust nachahmend, die Geschichte des Aufruhrs der maurischen Abkömmlinge schrieb — das Leben Mendozas bietet nirgends eine Lücke, wo ein Werk wie Lazarillo unterzubringen wäre. Fassen wir den so vielseitigen Mann auch nur als Schriftsteller ins Auge, so müssen wir zunächst die äußere Thatsache beachten, daß er stets nur für Freunde und Freundinnen schrieb und bis zu seinem Lebensende nichts davon in die Oeffentlichkeit gab. Und dieser vornehme Herr sollte gerade

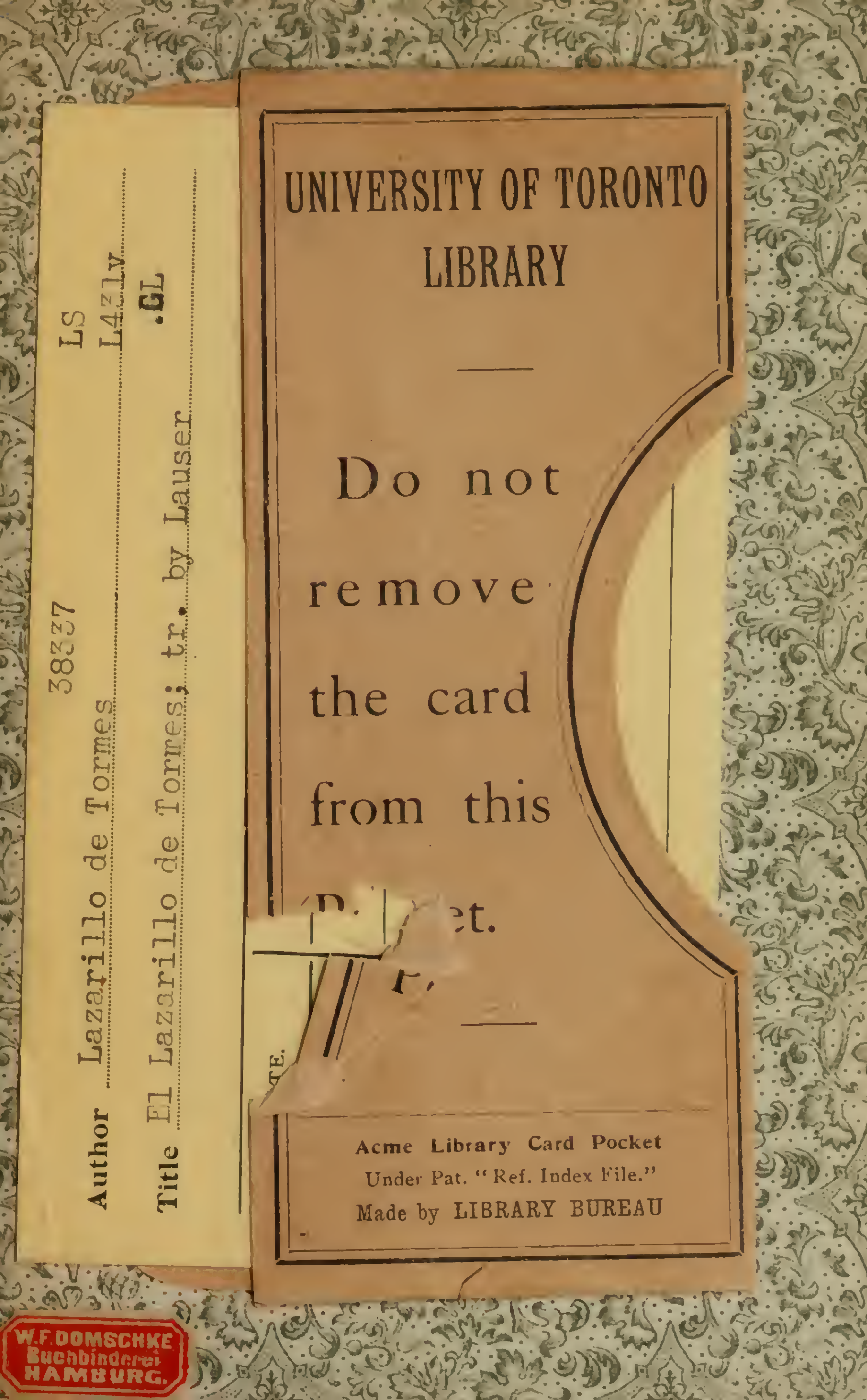
mit dem Lazarillo eine Ausnahme gemacht, denselben zu einer Zeit, da er durch die allerwichtigsten staatlichen Angelegenheiten (u. a. die Verhinderung der Reise des Kardinals Poole nach England) in Anspruch genommen war, veröffentlicht, dann furchtsam seinen Namen verheimlicht und schließlich dazu geschwiegen haben, als ein Stümper das künstlerisch wohlausgebaute Werk durch ungeschickte Zuthaten verpfuschte?

Wir wollen allerdings nicht so weit gehen, zu behaupten, der nämliche Schriftsteller, von dem wir leicht geflügelte lyrische Gedichte, pomphafte Staatsschriften, ein Geschichtswerk in altrömischem Stile besitzen, habe unmöglich auch das Volksbuch Lazarillo schreiben, an der Einfachheit des Volkstones Gefallen finden können. Wissen wir doch, daß er auf seinen Reisen das Volksstück Celestina mit sich zu führen und mit Vorliebe spanisch zu plaudern liebte. Und wissen wir doch auch, daß derselbe Goethe den Götz von Berlichingen und die Iphigenia auf Tauris, daß, um ein älteres Beispiel zu wählen, derselbe Grimmelshausen den abenteuerlichen Simplicissimus und die gekünstelten Liebesromane Proximus und Lympida verfaßt hat. Aber der Edelmann, Staatsmann und Feldherr, der sein Leben von früher Jugend an, seine ganze Begabung und Thätigkeit in den Dienst der Weltpolitik seines Kaisers gestellt hatte, und der aus Italien heimkehrte, als Karl V. auf die großen Pläne der Ausdehnung seines Reichs verzichtete, kann nichts mit dem Verfasser des Lazarillo gemein haben, welcher alle solche Ideale mißachtet und in seinem spanischen Vaterlande nichts sieht als Volkselend, Narrheit und Verderbnis.

Begreifen läßt sich allerdings, wie schon zur Zeit

Philipps II., da jedes freie Wort am Hof, in der hohen Gesellschaft und namentlich in den unter seinem Vorgänger so stark von der Ketzerei angekränkelten kirchlichen Kreisen erstorben war, ein ganzer Sagenkreis um die Gestalt Mendozas sich ansetzte, der den Päpsten mit dem Schwert und der Zunge so scharf zugesetzt, einen Kardinal von Santa Cruz, wenn er auf der Auflösung des Konzils beharre, in die Etsch zu werfen gedroht, den Kirchenbehörden wegen des Ablaßkrames fortwährende Vorwürfe gemacht und selbst den König nicht immer mit seinem Spotte verschont hatte. So geschah es denn, daß man ihm mehr als ein böses Witzwort, an dem er unschuldig war, in den Mund legte und ihm neben andern satirischen Schriften, in denen übrigens nur Laster der höheren Gesellschaft verspottet waren, auch den Lazarillo zuschrieb, der wie ein herrenloser Schatz auf der Straße lag oder vielmehr, wie wir annehmen müssen, gleich manchen andern, der Kirchenmacht unangenehmen Werken jener Zeit als Handschrift von einer Mönchszelle zur andern wanderte, bis er, während der Name seines geistlichen Urhebers geheim gehalten werden mußte, durch den Druck im Auslande zum Gemeingute der ganzen Welt wurde.




UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not remove the card from this Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
Author Lazarillo de Tormes
Title El Lazarillo de Tormes; tr. by Lauser
W.F. DOMSCHKE
Buchbinderei
HAMBURG.

